ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

MONATSSCHRIFT FÜR DIE WISSENSCHAFT VOM GANZEN ORIENT UND SEINEN BEZIEHUNGEN ZU DEN ANGRENZENDEN KULTURKREISEN

UNTER MITWIRKUNG VON DR. H. EHELOLF, PROF. DR. R. HARTMANN, PROF. DR. A. VON LE COQ UND PROF. DR. OTTO STRAUSS HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. WALTER WRESZINSKI

Andover Harvard Theological Library Harvard Divinity School Religion Archives Center

INHALT:

Akkad. ḫardatu. Von H. Holma 161

Ausgrabungen in Dura-Europos. Von P. Koschaker 162

Besprechungen: . . . . . 171—244

Aešcoly-Weintraub, A.-Z.: Introduction à l'étude des hérésies religieuses parmi les juifs. La Kabbale. Le Hassidisme. (L. Gulkowitsch) 198

Aslan, K.: Etudes historiques sur le peuple arménien. Nouv. éd. par F. Macler. (K. Mlaker) 216

Babinger, F., s. Blau, P.

Baur, P. V. C., and M. I. Rostovtzeff: The Excavations at Dura-Europos. (P. Koschaker) 171

Belvalkar, S. K., u. R. D. Ranade: History of Indian Philosophy. II. (W. Ruben) . . . 223

Blau, P.: Leben und Wirken eines Auslandsdeutschen im vorigen Jahrhundert. Mit Beitr. v. F. Babinger, R. Vasner, A. Zograph, K. Maly. (W. Duda) 172

Brandt, J.: Introduction to literary Chinese. (E. Schmitt) 231

Castellani, A.: La Regola Celeste di Lao-Tse. (E. Schmitt) 232

Cumont, F.: Fouilles de Doura-Europos. (P. Koschaker) 162

Dhalla, C. M. N.: Irān ane Irāk-mā musāpharī. (J. C. Tavadia) 220

Ephräm, der Syrer: Hymnen gegen die Irrlehren, übers. v. A. Rücker. (O. G. v. Wesendonk) 197

Evers, H. G.: Staat aus dem Stein. I. u. II. (H. Bonnet) 180

Fiesel, E.: Namen des griechischen Mythos im Etruskischen. (E. Sittig) 174

Galarza, Comte de: Muḥāwarāt fī 'l-ḥikma. I, 1—2; II, 1—2. (G. Kampffmeyer). . 210

Galling, K.: Die Erwählungstraditionen Israels. (W. Baumgartner) 188

Ǧanaḥ, Jona ibn: Sefer hariqma, hebraice vertit Jehuda ibn Tibbon, auxit M. Wilensky. I. (W. Windfuhr) 200

Geldner, K. F.: Vedismus und Brahmanismus. (W. Wüst) 221

Grabar, A.: La Décoration Byzantine. (G. Stuhlfauth) 178

Handbuch der altarabischen Altertumskunde, hrsg. v. D. Nielsen. I. (H. Grimme) . . 201

Hellas-Fahrt. (H. Dragendorff) 173

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses auf der nächsten Seite.

Preis halbjährlich RM 24 —; für Mitglieder der DMG RM 22 —. Alle die Schriftleitung angehenden Zuschriften allgemeinen Inhalts sind an den Herausgeber, alle auf die wissenschaftlichen Sondergebiete bezüglichen Zuschriften an das betreffende Mitglied der Schriftleitung, Rezensionsexemplare und Manuskripte an den Verlag zu richten.

Es ist zuständig: Für Keilschriftforschung Dr. H. EHELOLF, Berlin C 2, Am Lustgarten, neben der Nationalgalerie / für Semitistik, Islamistik und Turkologie Prof. Dr. R. HARTMANN, Heidelberg, Häußerstraße 14 / für den fernen Osten Prof. Dr. A. v. LE COQ, Direktor bei den Staats-Museen, Berlin SW 11, Königgrätzer Str. 120 / für Indologie Prof. Dr. Otto STRAUSS, Breslau 1, Neue Gasse 8—12 / für Allgemeines, Ägyptologie, Mittelmeerkulturen, Afrikanistik Prof. Dr. W. WRESZINSKI, Königsberg i. Pr. 9, Hufenallee 76.

Jährlich 12 Nummern.

33. JAHRG. NR. 3

MÄRZ 1930

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG / LEIPZIG C 1

(Fortsetzung):

Herter, H.: Platons Atlantis. (M. Pieper) . . 176
Higger, M.: Aggadot Tannaim. (W. Windfuhr) 200
Humbert, P.: Recherches sur les sources égyptiennes de la littérature sapientiale d'Israël. (C. Kuhl) 185
Kabraji, K. N.: Gulī Garīb. (J. C. Tavadia) 220
Khabardar, A. F.: Bhajanikā. (J. C. Tavadia) 220
— Rās-candrikā. (J. C. Tavadia) 220
Langlet, E.: Dragons et génies. (W. Anderson) 229
Lévi-Provençal, E.: Documents inédits d'histoire almohade. (C. Brockelmann) 207
Macler, F.: Aslan, Etudes historiques sur le peuple arménien ed. (K. Mlaker) . . . 216
Malov, S.: Radloff, Uigurische Sprachdenkmäler hrsg. (G.-R. Rachmati) 214
Maly, K., s. Blau, P.
Maybon, A.: Les Temples du Japon. (B. Melchers) 236
Merzbach, A.: Über die sprachliche Wiederholung im Biblisch-Hebräischen. (E. Kuhr) 189
Mittler, Th.: Chinesische Grammatik. (W. Simon) 229
Nhanalal, D. K.: Jahāngīr-Nūrjahān. (J. C. Tavadia) 220
Nielsen, D.: Handbuch der altarab. Altertumskunde I. (H. Grimme) 201
Odeberg, H.: 3 Enoch or The Hebrew Book of Enoch. (G. Scholem) 193
Prorok, B. Graf Khun de: Göttersuche in Afrikas Erde. (H. Dragendorff) 178
Radloff, W.: Uigurische Sprachdenkmäler, hrsg. v. S. Malov. (G.-R. Rachmati) 214
Ranade, R. D., s. Belvalkar, S. K.
Rücker, A.: Ephräm der Syrer, Hymnen gegen die Irrlehren übers. (O. G. v. Wesendonk) 197
Rutter, E.: The Holy Cities of Arabia. (J. Schacht) 213
Schoener, A. C.: Armalurisches in früheuropäischen Namen. (H. H. Figulla) . . . 22
Steinen, K. von den: Die Marquesaner und ihre Kunst. II: Plastik; III: Die Sammlungen. (P. Hambruch) 23
Storr, V. F.: From Abraham to Christ. (C. Kuhl) 18
Tibbon, Jehuda ibn, s. Ganaḥ, Jona ibn.
Vasner, R., s. Blau, P.
Wilensky, M., s. Ganaḥ, Jona ibn.
Wirz, P.: Der Totenkult auf Bali. (R. v. Heine-Geldern) 22
Witte, J.: Die evangelische Weltmission. (A. H. Francke) 17
Xanthudides, St.: Κρητικὸν Θέατρον. Ἐροφίλη. Τραγῳδία Γεωργίου Χορτάτζη (1600). (F. Dölger) 17
Zograph, A., s. Blau, P.
Zyhlarz, E.: Grundzüge der nubischen Grammatik. (W. Czermak) 24
— Zur Stellung des Dārfūr-Nubischen. (A. Klingenheben) 24

Systematische Übersicht:

Aufsätze . . . . . 161—17
Allgemeines . . . . . 171—18
Ägyptologie . . . . . 180—18
Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum . . . . . 188—20
Arabistik . . . . . 201—21
Turkologie, Armenien . . . . . 214—22
Iranistik, Indologie . . . . . 220—22
Sinologie . . . . . 229—23
Südsee, Afrikanistik . . . . . 237—24
Zeitschriftenschau: Chronique d'Égypte — Gnomon — Indian Art and Letters — Indian Historical Quarterly — Journal of the Bihar and Orissa Research Society — Kirjath Sefer . . . . . 244—24
Zur Besprechung eingelaufen 24

IN KÜRZE GELANGT ZUR AUSGABE:

Egyptian Statues and Statuettes

in the Museum of Anthropology of the University of California.

Von HENRY FREDERICK LUTZ, Ph. D., D. D., Professor an der Univ. Berkeley, Calif

IV, 30 Seiten mit 30 Textabbildungen und 42 Lichtdrucktafeln. 4°.
University of California Publications. Egyptian Archaeology, Vol. V.

Aus den reichen Schätzen der ägyptischen Sektion des Museums der Universität Berkeley veröffentlicht der Verfasser in diesem Bande wichtiges Statuenmaterial, das hauptsächlich aus den Ausgrabungen der Universität in Gise und in Tebturnie stammt. Besonderes Interesse dürften die abgebildeten Statuen aus dem Alten Reiche erwecken. Die Lichtdrucktafeln geben jedes Stück in großem Maßstabe wieder so daß der Text auf die erforderlichen sachlichen Angaben beschränkt werden konnte. — Das Werk dürfte für Ägyptologen, Archäologen und Kunsthistoriker eine willkommene, wichtige Grundlage für weitere Verarbeitung des Stoffes bilden.

Preis brosch. etwa RM 30.—

JHC

Vom gleichen Verfasser erschien früher:

Egyptian Tomb Steles and offering Stones of the Museum of Anthropology and Ethnology of the University of California. IV, 24 Seiten Text und 49 Lichtdrucktafeln. 4°. 1927. = University of California Publications. Egyptian Archaeology, Vol. IV. Preis brosch. RM 33.60

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

OLZ

XXXIII / 3 MÄRZ 1930

Akkad. ḫardatu.

Von Harri Holma.

OLZ 1929, 649 hat Jensen zum Verständnis von Gilg. Ep. VI 69 (*lu-pu-ut ḫar-da-at-ni*) in der Hauptsache wohl das Richtige geliefert, indem er *ḫardatu* durch „Hüfte“[1] wiedergibt. In der Tat fordert ja der Kontext ein derartiges Wort, hier fraglos in sexuellem Sinne gebraucht. Weiter macht Jensen richtig darauf aufmerksam, daß *ḫardatu* mit demselben Id. *TUM*[2], urspr. „Hüfte mit Schenkel“, geschrieben wird, das auch für *qablu. ḫardatu* also m. E. ein weiterer Ausdruck für „Schoß“ in sexuellem Sinne[3], etwa = *sûnu*[4], wobei die Betonung bald auf dem sexuellen, bald auf dem anatomischen Sinne liegen dürfte.

Das hier über *ḫardatu* Gesagte läßt sich auch etymologisch m. E. gut aufrechterhalten. *ḫardatu* möchte ich nämlich in Zusammenhang bringen mit arab. *ḫarida* „intacta fuit“, *ḫarūdu*[n] „virgo intacta“ usw. Aus dieser Bedeutung für *ḫrd* erklären sich dann unschwer die arab. Bedd. „sich schämen“, „sich schamhaft benehmen“, „schüchtern sein“ (vgl. die frühere Übersetzung „Schüchternheit“ für akk. *ḫardatu*), sowie hebr. חרד und syr. Ethpa. „zittern“, „beben“, „schwach sein“ usw.

Auf den ersten Blick scheint nun das akkad. Verbum *ḫarâdu* „festsetzen“, „stützen“ o. ä. (einige Belege der Briefliteratur harren noch der Untersuchung) gegen die oben gegebene Etymologie zu sprechen. Bei näherem Zusehen erklärt sich jedoch akk. *ḫarâdu* „stützen“ einwandfrei aus der Bed. „Hüfte mit Schenkel“ (denominiert?) und ist genau so wie die Bedeutungsentwicklung von *išdu* „Bein“ > „Stütze“, „Fundament“ semasiologisch zu beurteilen.

Auf Grund des Gesagten möchte ich also *ḫardatu*, nicht etwa *murdatu* lesen[1].

1) Wahrscheinlich hat auch die von Bezold (Glossar s. v.) für *ḫardatu* mit Fragezeichen gegebene Bedeutung „Vulva“ auf unsere Stelle Bezug.

2) Das von mir, Körperteile 64, zu *utlu, sûnu* etc. Gesagte erfährt durch Jensens Hinweis auf die urspr. Form dieses Zeichens eine weitere Bestätigung, was mir damals entgangen war. — Auch der Ursprung des Zeichens *ÚR* wird in derselben Richtung zu suchen sein.

3) Vgl. auch das Id. *U* für *ḫardatu* Br. 8680: „Vertiefung“, „Aushöhlung“!

4) Nachdem dies schon geschrieben war, erfahre ich, daß bei Gressmann, Altorient. Texte zum AT, 2. Aufl., *ḫardatu* von Ebeling tatsächlich mit „Scham“ übersetzt wird. (Ob dort die Erklärung *qâtu* = penis wirklich zutrifft, möchte ich vorläufig dahinstellen.)

1) Es sei dahingestellt, inwiefern die folgenden Wörter hierher gehören: 1:0. *ḫardat mašaddi* „Teil des Wagens“ (Meissner, Ass. Forsch. I, 30, 32; Hunger, Tieromina 57); 2:0. *ḫardatânu* als Teil des Baumes VS III 165, 18 = KB IV 310 n⁰ 9 (ob nicht besser eine Art Plur. von *ḫardatu*, im Hinblick auf *ḫar-da-at ša išbîni*, Thureau-Dangin, Rit. Acc. p. 12, 25, das ich gegen Thureau-Dangin ibid. 49 als einen Teil des *bînu*-Baumes fassen möchte); 3:0. *ḫardat urpati* (Beleg mir unbekannt) bei Bezold, Glossar; 4:0. Str. Camb. 170, 8: *ḫar-da(?)-ta-nu*.

ḫanduttu „Scham“ (Körperteile 102) steht wohl etymologisch abseits; nach Löw (briefl. Mitt.) wohl, gegen meine Vermutungen a. a. O., einfach zum Stamm חדה „sich freuen“ gehörig, insbes. mit Hinsicht auf syr. *ḥadûṯā* „voluptas“.

Ausgrabungen in Dura-Europos[2].

Von Paul Koschaker.

Im März 1921 wurden in Sālihījah am rechten Ufer des mittleren Euphrats von britischen Truppen, die damals den Platz besetzt hielten, Reste von großen Wandgemälden aufgedeckt. Der bekannte Orientalist der Universität Chicago, Breasted, der damals in Mesopotamien weilte und herbeigeholt wurde, hat die Gemälde während eines einzigen Tages, der ihm zur Verfügung stand, da der Platz von den britischen Truppen geräumt wurde, aufgenommen, sehr zum Nutzen der Sache. Denn einmal freigelegt, haben sie in der Folge durch Witterung und Beschädigungen der Beduinen sehr gelitten. Auf seinen der französischen Akademie erstatteten Bericht hin beschloß diese 1922 — Sālihījah war inzwischen in das französische Mandatsgebiet gefallen —, dort unter der Leitung von Franz Cumont Ausgrabungen zu veranstalten. Diese sind im Herbst 1922 und 1923 unter dem Schutze französischen Militärs erfolgt, welches allein dann noch 1924 kleinere Grabungen gemacht hat. Über die Ergebnisse des Unternehmens berichtet nun Cumont in dem großen und glänzend ausgestatteten Werke, das hier angezeigt wird.

2) **Cumont, Franz: Fouilles de Doura-Europos.** Paris: Paul Geuthner 1926. (LXVIII, 533 S., 124 Taf.) = Service des Antiquités et des beaux Arts. Bibliothèque archéologique et historique IX.

Es mag gleich hervorgehoben werden, daß die Bedeutung dieser Ausgrabungen eine ganz ungewöhnliche ist, allerdings nicht so sehr wegen des Kunstwertes der gemachten Funde — die Stadt ist allmählich von ihren Bewohnern verlassen worden, die natürlich Gegenstände von Wert mitgenommen haben —, als vielmehr dadurch, daß sich uns durch 5½ Jahrhunderte die Entwicklung einer makedonisch-griechischen Kolonie des Orients und die Berührung und wechselseitige Beeinflussung von Hellenismus und Orient mit einer Deutlichkeit und Anschaulichkeit entrollt, wie sie uns bisher noch nirgends geboten war. Die Ergebnisse der Ausgrabungen berühren fast alle Gebiete des Kulturlebens, Religion, Kunst, Kunsthandwerk, Recht usw. und es wird kaum einen Berichterstatter geben, der hier überall in gleicher Weise kompetent wäre. Darin, sowie in dem Umstande, daß unter den Funden aus Dura auch rechtsgeschichtlich sehr wichtige Urkunden begegnen, mag die Rechtfertigung liegen, wenn ein Rechtshistoriker dieses Werk bespricht. Übrigens versteht es sich bei einem so hervorragenden Kenner des Hellenismus und vorderen Orients wie Franz Cumont[1] von selbst, daß er seinen Stoff nach allen Seiten hin ausschöpft und dem Nachfolger nur eine bescheidene Nachlese übrig läßt, so daß es sich auch aus diesem Grunde rechtfertigt, wenn in dieser Anzeige das Referat die Kritik bei weitem überwiegt.

I. Sālihījah ist nach seiner Lage eine natürliche Festung: gegen den Euphrat steil abfallende Felsen, nach Nordwesten und Südosten durch tief eingeschnittene, dem Euphrat zustrebende Wadis geschützt, ist seine Verteidigung nur auf der gegen das syrische Wüstenplateau offenen südwestlichen Seite allein auf Menschenkunst angewiesen. Wahrscheinlich befand sich hier schon in vorgriechischer Zeit eine assyrische Festung. Darauf weist der semitische Name der Siedlung: Dura, den Cumont mit dem akkadischen *dūru* „Festung, Burg" in Zusammenhang bringt. Daß die Funde bisher nichts für diese ältere Zeit ergeben haben, beweist nichts, da die Ausgrabungen in tiefere Schichten noch nicht vorgedrungen sind. Aber vorläufig beginnt die Geschichte Duras für uns erst mit der Seleuzidenzeit. Wie die Funde einerseits, Nachrichten aus der antiken Literatur[2] andrerseits ergeben, ist Dura eine vom Feldherrn Seleukos I, Nikanor durchgeführte Ansiedlung makedonischer Kolonisten, auf griechisch nach der Vaterstadt des Seleukos in Makedonien Europos benannt, also einer der vielen griechisch-makedonischen Stützpunkte, durch die die Seleuziden die kulturell und ethnisch so disparaten Provinzen ihres gewaltigen Reichs zusammenzuhalten suchten. Aus der Gründungszeit stammen auch die heute noch stehenden Reste der Umwallung und Stadt und Zitadelle auf den Höhen am Euphrat. Auch die Stadtanlage mit ihren sich rechtwinklig kreuzenden Straßen entspricht den Städtegründungen der Alexanderzeit. Die Arsazidenherrschaft scheint in der Stellung von Dura-Europos keine wesentlichen Änderungen gebracht zu haben. Wohl aber ist für seine weitere Geschichte bestimmend sein Verhältnis zu dem aufstrebenden Palmyra. Die Lage Duras ist kommerziell sehr wichtig. Es kreuzen sich hier zwei der großen nach dem persischen Golf wie nach Indien führenden Handelsstraßen, nämlich diejenige von Antiochia über Zeugma und die Wüstenstraße, die in gerader Linie zu dem nahezu in derselben Breite liegenden Palmyra führt. So war Dura auf Gedeih und Verderb mit Palmyra verbunden, das sicher seit dem ersten nachchristlichen Jahrhundert wohl unter Anerkennung der Oberhoheit der Arsaziden, Dura beherrschte. Die Einbeziehung Palmyras in die römische Herrschaftssphäre hat daran zunächst nichts Wesentliches geändert, die Besetzung Duras durch römische Truppen datiert vielmehr erst seit M. Aurel, da dessen Bruder L. Verus 165 p. Chr. die Parther unter den Mauern Duras schlug, und ist dann bis nach 235 nachzuweisen. In den folgenden Wirren machte sich natürlich der Einfluß Palmyras, das unter Odenath und Zenobia zur stärksten Macht Syriens wurde, verstärkt geltend. Die Vernichtung dieses Staates durch Aurelian bedeutete auch das Ende Duras, das mit Palmyra seinen Handel verlor und damit die Grundlage seines Wohlstandes. Als schließlich Diokletian die Reichsgrenze nach Circesium zurückverlegte, war Dura ein verlorener Außenposten geworden, der von seinen Einwohnern verlassen wurde und von dem nun allmählich der Wüstensand Besitz ergriff, zugleich uns Denkmäler erhaltend, die unter anderen klimatischen Bedingungen zugrunde gegangen wären. Bei seinem Partherzug (363) sah Julian, wie uns Ammianus Marcellinus berichtet, Dura nur mehr als Ruinenstätte.

II. Dura-Europos war als griechische Stadt natürlich autonom. Wir hören von einer βουλή. An der Spitze der Stadtverwaltung stand ein στρατηγὸς τῆς πόλεως. Ob als rein munizipaler Beamter oder kraft königlicher Ernennung (man denke an den gleichnamigen Beamten Alexandrias der Ptolemäerzeit) bleibe dahingestellt. Zu Gunsten der ersten Alternative spricht, daß daneben noch ein ἐπιστάτης τῆς πόλεως begegnet, wohl, wie auch anderwärts, als königlicher Kommissar zur Kontrolle der Stadtverwaltung[1]. In den Inschriften — allerdings erst aus nachchristlicher Zeit — ist das Amt regelmäßig mit dem Strategenamt vereinigt. Vielleicht deutet dies auf eine gewisse Munizipalisierung des Amts, was ja auch schließlich das Schicksal des römischen Nachfolgers des ἐπιστάτης, des curator civitatis war. Vgl. auch die I(nschrift) 118: στρατηγοῦ καὶ ἐπιστατήσαντος, was auf eine Eingliederung in die munizipale Ämterlaufbahn hinweist. Aus P(ergamene) 2 B 32f. erfahren wir, daß der Epistat auch Stadtrichter war. Immerhin werden noch in der Partherzeit Träger dieses Amts mit den aus der Diadochenzeit stammenden Hoftiteln ausgezeichnet (I. 134).

Doch sei dem wie immer, jedenfalls war von Haus aus die Autonomie Duras eine solche von Königs Gnaden, wie auch das Gründungsgesetz, von den

1) Er hat schon vor der Publikation des Ausgrabungswerkes die Funde aus Dura in zahlreichen Aufsätzen gewürdigt. Vgl. die Zusammenstellung der Literatur bei Koschaker, Ztschr. d. Savigny-Stiftung, rom. Abt. 46, 290².

2) Zusammengestellt bei Tscherikower, Hellenistische Städtegründungen 87f., Cumont S. LXVf.

1) Ich zweifle, ob er mit Rostowzew, Cambridge Ancient History VII 186 als Garnisons-Kommandant zu fassen ist.

uns in dem Intestaterbrechtsgesetz in P. 5 wahrscheinlich ein Stück erhalten ist, sicher ein Königsgesetz war. Die ersten Ansiedler waren makedonische Kolonisten, auf die das Land in nach dem ersten Inhaber genannten κλῆροι verteilt wurde, wobei eine Anzahl dieser eine ἑκάς ausmachten. Die bisher ansässige semitische Bevölkerung verblieb vermutlich als abhängige Bauern auf diesen Gütern. Ob diese κλῆροι durchwegs von Haus aus Militärlehen waren, scheint mir nicht sicher. Denn wenn man sich auf das Erbrechtsgesetz beruft, das nach Erschöpfung der dritten (großelterlichen) Parentel die οὐσία an das βασιλικόν fallen läßt, so scheint mir dieser Schluß nicht ganz zwingend. Die Vererblichkeit eines Militärlehens mußte vielmehr, solange sein Gedanke lebendig war, davon abhängen, ob der Erbe selbst wehrfähig war, und es war kaum möglich, die Vererbung auch auf Frauen zuzulassen und den Heimfall von dem unsicheren Umstand abhängig zu machen, ob die Familie ausstarb. Wie dieser Widerspruch zu lösen ist, ob das Erbrechtsgesetz vielleicht doch jünger war oder sich überhaupt nicht auf den κλῆρος bezog — es spricht ja nur von οὐσία —, ist nicht zu sagen, ebensowenig, inwiefern ältere Vorbilder für diese κλῆροι maßgebend waren. Man denke etwa an das hethitische Lehenswesen, über welches zuletzt Fabricius, Acta Orientalia VII 275f. gehandelt hat. Doch sei dem wie immer: selbst wenn die κλῆροι ursprünglich Militärlehen waren, zo zeigt sich schon am Beginne des 2. Jahrhunderts a. Chr. ihre volle Auflösung. Wie P. 1 ergibt, sind nicht nur der κλῆρος als solcher, sondern auch Grundstücke aus ihm frei veräußerlich.

Hand in Hand damit ging auch eine Veränderung in den herrschenden Familien der Stadt. Aus Militärkolonisten wurde unter dem kommerziellen Aufschwung Duras reiche Handelsherren, in deren Familien etwa seit Beginn unserer Zeitrechnung sich orientalische Elemente in steigendem Maße geltend machen. Das zeigen die Namen, unter denen sich mit griechischen und makedonischen immer mehr palmyrenische, nabatäische, babylonische und in gewissem Umfange auch iranische mengen. Zwar hat man in den aristokratischen Familien auf die erbten griechisch-makedonischen Namen noch immer Gewicht gelegt, aber Konon, der sich im ersten Jahrhunderte p. Chr. mit seiner Familie auf einem großen Wandgemälde porträtieren ließ, und dessen Familie wahrscheinlich in die Gründungszeit zurückreicht, nennt seine Tochter Βιθναναία. Parallel mit der Entstehung einer Aristokratie geht die Ausbildung von Geschlechtern. Denn unter den ersten Ansiedlern, die aus verschiedenen Gegenden des Mutterlandes zusammengeströmt waren, war Gefühl für diese Momente kaum vorhanden. Welche Bedeutung man diesen Geschlechtern beimaß, geht aus I. 52 hervor, in der der Stadtstratege den Titel γενεάρχης führt, über dessen konkrete Bedeutung sich freilich nichts Sicheres sagen läßt. Vielleicht darf hierbei erinnert werden, daß das Geschlechterwesen unter den vornehmen babylonischen Familien dieser Zeit, wie die gleichzeitigen Urkunden ergeben, stark ausgebildet war. Sicher orientalisch und zwar vermutlich persisch ist die Ehe unter nahen Verwandten, insbesondere die Geschwisterehe, die sich in der Aristokratie Duras nachweisen läßt[1]. Es handelt sich hierbei, namentlich bei der übrigens nicht so häufigen Geschwisterehe, indessen wohl mehr um Nachahmung der Sitten des Königshauses, als um bewußtes Streben, die Reinheit des Geschlechts zu erhalten. Freilich muß zugegeben werden, daß die anscheinend nicht übermäßig große Zahl der aristokratischen Familien Wechselheiraten unter diesen begünstigen mußte.

In der Römerzeit tritt noch ein neues Element hinzu, die κόλωνες. Das sind, was auch Cumont Seite 407f. in Erwägung zieht, vielleicht doch Veteranen, die als besonders bevorrechtetes Politeuma in die Gemeinde eingegliedert und angesiedelt wurden. Das entspricht auch der Politik der severischen Kaiser, unter denen sie auftreten (vgl. Rostowzew, Social and economic History of the Roman Empire 378, 609[52]). Der Titel κόλων erscheint in den Inschriften als Ehrentitel und es sind vornehme Leute, Gemeinderäte und Priester, die ihn führen (vgl. I. 50).

So ist Dura-Europos zwar äußerlich eine griechische Stadt geblieben. Griechisch die Stadtverfassung, griechisch die Verkehrs- und Amtssprache, abgesehen von den militärischen Inschriften der Römerzeit, in denen sich die lateinische Armeesprache geltend macht, makedonisch auch die Monatsnamen. Aber diese griechische Kultur wird in diesem Außenposten des Griechentums, dem der fortdauernde Zustrom aus dem Heimatlande fehlt, immer mehr zum oberflächlichen Firnis, und was sich darunter verbirgt, ist schließlich eine orientalische Stadt mit orientalischer Bevölkerung, die trotz griechischer Namen in den erhaltenen Porträts semitischen Typus zeigt, bis schließlich auch dieser Firnis brüchig wird. Das zeigt in nachchristlicher Zeit die zunehmende Verwilderung der Sprache und ein Wandgemälde aus römischer Zeit mit einer Darstellung der Tyche der Stadt kennt für diese nur mehr den semitischen Namen Dura.

III. Die Ausgrabungen erstreckten sich bisher vor allem auf zwei Punkte, den Tempel der palmyrenischen Götter an der Nordwestecke der Umwallung mit der anschließenden „tour des archers", so von Cumont treffend bezeichnet, weil sie als Depot für die in römischer Zeit in Dura stationierte 20. Kohorte der berittenen palmyrenischen Bogenschützen diente[1], ferner den Tempel der Artemis-Nanaia im Zentrum der Stadt, daneben wurde noch ein Privathaus und einige Gräber auf dem Wüstenplateau im Westen untersucht.

Beide Tempel — und das ist besonders für den Artemistempel bemerkenswert — zeigen spezifisch orientalische Anlage, wie wir sie aus den babylonischen Tempeln kennen, d. h. einen zentralen Hof, umgeben von den Heiligtümern und Verwaltungsgebäuden. Im palmyrenischen Tempel wurden im Naos und Pronaos, sowie in einem weiteren Kultraum die Wandgemälde entdeckt, durch die Dura zuerst bekannt wurde und deren die Publikation nicht weniger als 17 Stück beschreibt. Unter diesen seien drei hervorgehoben: das größte (4,25 × 3,80 m) bereits erwähnte, darstellend ein Reinigungs- und Räucheropfer, wohl als Vorbereitung für das Schlachtopfer dargebracht von 2 Priestern im Auftrage des Konon, der sich mit seiner Familie als Umstand

---

1) Wie sehr gerade die Geschwisterehe schon in früherer Zeit als ethnisch und kulturell unterscheidendes Merkmal empfunden wurde, zeigt nach freundlicher Mitteilung Friedrichs der Vertrag des Ḫattikönigs Šuppiluliuma mit Ḫuqqanaš von Ḫajaša in K Bo V 3 III 25f., wo der König unter Berufung auf hethitisches Recht seinem Vassallen verbietet, dem Brauche seines „ungesitteten" Landes folgend eine Geschwister- oder Verwandtenehe einzugehen.

1) Vgl. die purta sagitariuru in I. 45, 5 an der Außenmauer des Turms. Dort haben sich auch die Pergamente gefunden, die wohl vom Winde hingeweht worden waren.

hierbei porträtieren ließ, die beiden anderen in kleineren Dimensionen, das erste ein Räucheropfer des Tribunen der XX. cohors sagittariorum Jul. Terentius mit Gefolge, darunter auch der orientalische sacerdos legionis[1], das zweite ebenfalls ein Räucheropfer eines Eunuchen und des 'Ιάβσυμσος βουλευτής darstellend. Die Götter, denen geopfert wird, sind in den beiden letzten Bildern die palmyrenische Göttertrias Baalšamīn (Zeus), Jarhibol und Aglibol, der Sonnen- und Mondgott, in dem einen Bilde auf Sockeln, in dem anderen auf der Himmelskugel stehend, und beide Male in römischer Feldherrntracht[2], eine Darstellung, die für die Auffassung des Kaiserkultus im Osten wichtig ist. Orientalisch sind nicht nur die dargestellten Opferszenen, die in weißes Linnen gekleideten Priester mit nackten Füßen und den hohen konischen Mützen[3], auch die künstlerische Technik weist orientalische Elemente auf. Es ist eine gräkosyrische Mischkunst, die sich in der Seleuzidenzeit entwickelt hat und von der einer ihrer Vertreter in Dura seinen gut semitischen Namen 'Ιλάσαμσος an einem der Gemälde angebracht hat. Die Einteilung der Bilder in Register, die Einrahmung der einzelnen dargestellten Personen durch Säulen mag, wie Cumont vermutet, von den griechischen Sarkophagen herkommen. Aber charakteristisch ist die konventionelle, typische Haltung der dargestellten Personen, die sie abgesehen von der individuellen Porträtähnlichkeit als vertretbare Größen erscheinen läßt, die Unfähigkeit Tiefenwirkungen zu erzielen, die Anordnung mehrerer Figuren auf derselben Linie, das Fehlen von Stützpunkten für die Füße, so daß, wenn eine Person ein Bein vorsetzt, dieses in der Luft zu schweben scheint. Andrerseits sind wiederum im Gegensatz zu der im Oriente beliebten Profildarstellung die Personen en face gemalt, behalten aber diese Stellung bei, auch wenn der Körper eine Drehung macht. Auf die Verbindungsfäden, die von dieser Kunst zur byzantinischen Malerei und Mosaiktechnik führen, hat schon Breasted (Oriental forerunners of Byzantine painting) hingewiesen.

Orientalisch ist trotz der griechischen Göttin, der er geweiht ist, auch der Artemistempel. Artemis ist nichts anderes als die orientalische Nanaia, die wiederum auf die babylonische Nanâ (Nanai) zurückgeht. Diese ist allerdings — ich verdanke die folgenden Hinweise Zimmern — von Ištar (Innana, Ninni) im babylonischen Pantheon deutlich unterschieden[4] und hat nach den Keilschrifturkunden noch in der Seleuzidenzeit in Uruk im Bezirke des Anu-Tempels ein von der Ištar verschiedenes Heiligtum[5]. Sie ist ferner eine ausgesprochene Liebesgöttin, während Ištar neben dieser auch Kriegsgöttin ist. Allerdings zeigen sich schon in den babylonischen Quellen Tendenzen, beide Göttinnen zu identifizieren und dieser religiöse Synkretismus muß sich weiterentwickelt haben, wenn in Dura und anderwärts Nanaia = Artemis ist, wenn in ihrem Tempel neben einer Aphroditestatue, einer guten hellenistischen Arbeit, sich auch Fragmente von orientalisch beeinflußten Siegesgöttinnen gefunden haben. Spezifisch orientalisch sind zwei kultische Theater im Tempelbereich mit stufenförmig aufsteigenden Steinsitzbänken, das eine nur Frauen zugänglich, die ihre Namen auf den ihnen reservierten Sitzplätzen einmeißeln ließen. Ob hier szenische Darstellungen oder nur kultische Tänze und Lieder aufgeführt wurden, läßt sich nicht entscheiden, sicher ist — das beweisen die von Cumont gesammelten Parallelen aus anderen orientalischen Tempeln — daß es sich hier um orientalischen Kult handelt[1].

IV. Vielleicht die größte Überraschung, welche die Ausgrabungen in Dura gebracht haben, sind einige Pergamenturkunden. Wir wußten allerdings aus bildlichen Darstellungen und anderen Nachrichten[2], daß die Verwendung des Pergaments als Schreibstoff schon im neuassyrischen Reich bekannt war und in den Keilschrifturkunden der Seleuzidenzeit wird ein eigener Pergamentschreiber (*KUŠ-ŠAR, sipiru*)[3] erwähnt. 1915 veröffentlichte Minns im Journ. of Hellenic studies 35, 22ff. zwei Pergamenturkunden (Kaufverträge) aus dem ersten Jahrhundert v. Chr., die in Avroman in Kurdistan gefunden wurden. Konnte dies zunächst als Zufallsfund gelten, so haben uns die Urkunden aus Dura erst die Augen geöffnet für die Bedeutung der Pergamenturkunden in diesen Gegenden, die vielleicht an Wichtigkeit dem Papyrus in Ägypten nicht nachgestanden haben. Freilich sind es bisher nur kärgliche, zum Teil schlecht erhaltene Bruchstücke, die der Wüstensand hier konserviert hat und die uns ahnen lassen, welches Material unter ungünstigeren klimatischen Bedingungen in Mesopotamien zugrunde gegangen ist.

Erhalten sind 8 Urkunden, wozu noch ein merkwürdiges Stück kommt (P. 9), eine Pergamene, mit der ein Soldat seinen Schild bespannt und auf der er, wohl auf Grund einer Straßenkarte, seine Marschroute eingezeichnet hat, die längs des schwarzen Meeres über den taurischen Chersonnes, Trapezunt, Armenien ihn schließlich nach Dura geführt hat mit Angabe der Stationen und ihrer Entfernungen. Unter den Urkunden sind eine ein aramäischer Brief, zwei Verwaltungslisten, die übrigen juristischen Inhalts. Unter diesen steht an Bedeutung obenan das bereits mehrfach erwähnte Intestaterbrechtsgesetz, über das Haussoullier (Rev. hist. de droit Franç. N. S. II 515f.) und der Referent (Ztschr. d. Sav. Stift. R. A. 46, 297f.) gehandelt haben, deren Ergebnisse Cumont nunmehr zusammenfaßt. Von besonderem Interesse ist P. 1, die älteste erhaltene Pergamenturkunde (195 a Chr.), von Haussoullier richtig als πρᾶσις ἐπὶ λύσει bestimmt, d. h. als Verkauf eines

1) Vgl. I. 14, 10: ἱερεῖ λεγι[ω]ναρίῳ.

2) In dem zweiten Bilde trägt Balšamīn dazu die persische Hose.

3) Vgl. auch I. 20, ein Verzeichnis von Personen mit Angabe der Monate, in denen sie im Tempel Dienst tun. Das erinnert an die in die sumerische Zeit zurückgehenden und noch in den Seleuzidentexten aus Uruk nachweisbaren Tempelpfründen, die deren Inhaber zur Dienstleistung im Tempel während bestimmter Monate oder Tage verpflichten.

4) Vgl. Thureau-Dangin, R A XI, 96, Deimel, Pantheon Babylonicum 187 II Nr. 2, 4.

5) *E-nirgal-ana* einerseits, *E-ḫili-ana* andrerseits. Vgl. Schroeder, Das Pantheon der Stadt Uruk in der Seleukidenzeit (Sitz.ber. Berlin ph. h. Kl. 49 (1916) 1184f.)

1) An das am Neujahrsfeste in Babylon aufgeführte kultische Festspiel vom leidenden, sterbenden und wiederaufstehenden Bēl-Marduk sei erinnert. Vgl. Zimmern, Alter Orient XXV 3 S. 14f.

2) Vgl. Breasted, The physical process of writing in the early Orient (Americ. Journ. of Semitic languages 32, 230f.) und Koschaker, a. a. O. 293 f. Dougherty, Journ. of the Amer. Orient. Society 48, 128f.

3) Dougherty, a. a. O. 109f., der aber die Notiz Schroeders, OLZ (1916) 228f. nicht zu kennen scheint, die trotz der Einwendung Augapfels, ibid. 373 wohl das Richtige trifft. Ist *amēl sipiri* = „Mann des Buches", so bietet seine Identifizierung mit dem „Pergamentschreiber" keine Schwierigkeiten.

Grundstückes zur Sicherheit einer Forderung unter Vorbehalt bzw. Verpflichtung der Wiedereinlösung desselben innerhalb bestimmter Zeit. Das Interessanteste aber ist, daß P. 1 nicht die Geschäftsurkunde selbst enthält, auf die vielmehr in Z. 3 Bezug genommen wird, sondern ihre Eintragung im Auszuge in ein Transkriptionsregister, geführt vom χρεοφύλαξ beim Stadtarchiv (χρηματιστήριον?)[1] nach öffentlichem Aufgebot der Veräußerung durch den Herold, wofür über das bezahlte κηρύκειον quittiert wird. Das öffentliche Aufgebot des Grundstückskaufs mit Ausschlußwirkung gegen dritte Einsprecher ist gut griechisches Recht (vgl. Partsch, Griech. Publizität der Grundstücksverträge in der Freiburger Lenel-Festschrift 98f.). Aber es ist — allerdings für eine wesentlich frühere Zeit — auch für Assyrien nachzuweisen[2], und es wird zu prüfen sein, ob sich solche Publizitätsformen nicht länger gehalten haben, so daß das griechische Stadtrecht von Dura hier möglicherweise konform mit dem einheimischen Recht gegangen wäre.

Einzelheiten: Da in der Urkunde, die sofort mit der Beschreibung des verkauften Grundstücks beginnt, oben und, wie die folgenden Zeilen ergeben, wenigstens am Anfange links nichts fehlt, so müssen die notwendig zu postulierenden Ergänzungen: ἀπέδοτο V(erkäufer) — ἐπρίατο K(äufer) vorher auf einem anderen Blatte gestanden haben. Es ist daher, ebenso wie dies in P. 2 der Fall ist, mindestens ein Diptychon vorauszusetzen, vielleicht sogar ein Codex, in dem der Reihe nach die einzelnen Veräußerungen nach dem Aufgebot eingetragen wurden. In der Tat ist in der letzten Zeile noch der Beginn einer neuen Eintragung zu erkennen. Die Anordnung des Textes ist folgende: ἐπρίατο K — Objekt — Preis (δραχμαί), ἃς ἔφη ἀ[ρτι ἀποτῖ]σαι τῷ B ἐπὶ τῷ V ὀνόματι, κατὰ συνγραφὴν [συντιθεμένην] — Datum: „es kaufte K . . . um x Drachmen, die er, wie er erklärte, dem B(ankier) auf das Konto (ὄνομα in dieser Bedeutung durch die Papyri gut belegt) des V bezahlt hat, gemäß einer Urkunde vom usw.“. Diese Fassung schließt es gleichzeitig aus, daß wir es hier mit der Kaufurkunde selbst zu tun haben, die wohl, ebenso wie in P. 2 A I die Preisquittung des V enthalten hätte. Statt dessen wird hier eine Erklärung des K (vor dem Archive?) beurkundet, daß er den Preis bezahlt habe. Wie dies zu erklären ist, steht dahin. Sollte die Eintragung von dem Nachweis der Zahlung oder Kreditierung des Preises abhängig gemacht worden sein? Das wäre von Bedeutung, wenn das Aufgebot auch den Verkäufer ausgeschlossen und ihm also die Möglichkeit der Vindikation genommen hätte, die er bis zur Preiszahlung sonst wohl hatte. Aber ob das der Fall war, wissen wir nicht[3]. Im Weiteren Z. 4f. liest und ergänzt Cumont χρήσαντος αὐτῶι τὸ ὄνομα [τοῦ B ὃι καὶ (5)τοσοῦτον ἀποδοθήσεται] ὑπὸ τοῦ V und versteht die Klausel dahin, daß B seine Bank auch für Rückzahlung des Darlehns dem K zur Verfügung stellt. Aber dann müßte doch auch irgendwie gesagt sein, daß K ein Konto bei B hatte, auf das die Rückzahlung erfolgen konnte. Ebensowenig möchte ich meine frühere, in einem Briefe an Haussoullier ausgesprochene Auffassung, auf die Cumont Bezug nimmt, aufrecht erhalten, wonach B einen Kontoauszug dem K zum Beweise seiner Zahlung zur Verfügung stellt. Denn dann würde die Klausel wohl oben bei der Erklärung über die Preiszahlung stehen. Ich möchte unter Vorbehalt, von der ursprünglichen Bedeutung von χράω „leihen“ ausgehend, vielmehr ergänzen und übersetzen: χρήσαντος αὐτῶι τὸ ὄνομα [δραχμῶν ἑκατὸν εἴκοσι ἐφ' ὃι τε ἀποδοθήσεται] ὑπὸ τοῦ V „indem er (K) ihm (V) das Konto (Kapital?) von 120 Drachmen lieh, damit es zurückgegeben werde von V“. Demnach läge in der Klausel ein Hinweis auf die causa des Geschäfts, darauf nämlich, daß es sich nicht um einen gewöhnlichen Kauf, sondern um einen Lösungskauf handle, bei dem der Kaufpreis das geliehene Kapital darstellt.

Ein Register enthält auch P. 2 (etwa 1/2 Jahrh. p. Chr.), ein Diptychon, von dem leider nur ein Stück der rechten Hälfte des ersten (A), der linken des zweiten Blattes (B) erhalten ist, ohne daß wir die Zeilenlänge auch nur ungefähr bestimmen können. Eingetragen sind Rechtsgeschäfte unter Angabe des Monats und Tages am Kopfe. Man erkennt noch einen Grundstückskauf (A I), Hypothekardarlehen (A III?, B VII), unklar B VI, vielleicht ein Vergleich auf Grund von erbrechtlichen Streitigkeiten (?). An sich könnte daher ein Register nach Art von P. 1 vorliegen. Aber ein Unterschied zeigt sich sofort. Während P. 1 auf die vorher errichtete Geschäftsurkunde nur Bezug nimmt und diese auszugsweise wiedergibt, enthält P. 2 anscheinend vollinhaltlich die Geschäftsurkunden selbst[1]. Man beachte auch das am Schlusse einiger Urkunden (A III, B VI) noch erhaltene N ἐχρημάτισα, wohl der Fertigungsvermerk des Urkundsbeamten. Demnach könnte das Register doch eine andere Bedeutung gehabt haben, vielleicht ein Urkundenbuch, in dem die vor dem χρεοφύλαξ errichteten Geschäftsurkunden eingetragen und somit im Archive aufbewahrt wurden. Man könnte zum Vergleiche die καταχωρσμοί der gräko-ägyptischen Agoranomen heranziehen[2]. Doch ist das Material vorläufig viel zu gering[3], um bestimmte Schlüsse zu gestatten. Nur neue Funde können hier weiterhelfen und auch zeigen, ob der Eindruck reinen Griechentums, den die Rechtsurkunden bisher erwecken, sich bestätigen wird, oder ob auch hier, wie auf den anderen Gebieten des Kulturlebens, Brücken zum Orient geschlagen wurden.

Ich habe das Referat sehr ausführlich gehalten, weil den Ausgrabungen in Dura in der Tat eine ungewöhnliche Bedeutung zukommt und mir daran lag, die Behauptung, daß sie ein einzigartiges Material für das Verhältnis

1) Das war vermutlich der Name des Archivs, arg. P. 3, 9f. Darlehen mit Hypothek: ἐτάξατο δὲ N [. . . . . χ]ρηματιστηρίου. Da ἐτάξατο heißt „er zahlte“, so handelt es sich vielleicht um Zahlung einer Verkehrssteuer, auf die auch P. 1,6 hinweist und die möglicherweise vom Urkundsamte erhoben wurde.

2) Vgl. Koschaker, Neue keilschriftliche Rechtsurkunden aus der El-Amarna-Zeit (Abh. d. sächs. Akadem. ph. h. Kl. XXXIX, 5) 32f.

3) Gegen die Ausschlußwirkung der Publizitätsform in Ansehung des Verkäufers für das Recht der Papyri A. Segré, πρασις e ἀποστασίου (Accad. dei Lincei, Cl. di scienze morali Ser. VI vol. 4, 158).

1) Wenigstens A I zeigt dies mit aller Deutlichkeit, wo Z. 2f. — etwa von einem ἐξωμολογήσατο abhängig — zu ergänzen sein wird: . . . . .] . . ἔχειν παρὰ Ἀδαδμάθου τοῦ Βα[. . . . . δραχμὰς . . . . τὴν τιμὴν τῶ]ν προδιασαφουμενῶν χωρῶν κτλ.

2) Vgl. v. Woess, Urkundenwesen und Publizitätsschutz im röm. Ägypten 44f., 53f.

3) P. 3 (Hypothekardarlehen) und 4 (auf Kauf bezüglich, aber kaum der Kaufvertrag selbst, dessen Formeln nicht erkennbar sind) sind ganz fragmentierte Stücke.

des Hellenismus zum Orient bieten, auch zu erhärten. Bisher ist nur ein kleiner Teil der Stadt freigelegt und es ist besonders erfreulich, berichten zu dürfen, daß die 1924 zum Stillstand gekommenen Ausgrabungen seit dem Frühjahr 1928 wieder aufgenommen wurden und zwar gemeinsam von der Yale-University und der Académie des Inscriptions. Über die Frühjahrskampagne berichtete Rostowzew am internationalen Historikerkongreß in Oslo. Einer Mitteilung, die mir Herr Cumont freundlichst zu Verfügung gestellt hat, entnehme ich, daß die Ausgrabungen vom Oktober 1928 bis April 1929 fortgesetzt wurden und im Herbst dieses Jahres wieder aufgenommen werden. Die Freilegung des palmyrenischen Tempels, in dessen Nachbarschaft ein Bad entdeckt wurde, wurde vollendet, außerdem wurden Grabungen in der Zitadelle, sowie an dem in der südwestlichen Umwallung gegen die Wüste sich öffnenden Stadttore begonnen, zahlreiche Inschriften, Münzen, ein Gemälde und auch zwei Urkunden, ein Papyrus und eine besonders gut erhaltene Pergamene gefunden. Die Historiker aller Gebiete werden dieses Unternehmen mit lebhaftestem Interesse und den besten Wünschen begleiten.

Korrektur-Nachtrag. Der Vorbericht über die erste Kampagne (Frühjahr 1928) der wieder aufgenommenen Ausgrabungen ist kürzlich erschienen: The Excavations at Dura-Europos, conducted by Yale University and the French Academy, edited by Baur and Rostovtzeff, New Haven, 1929. Er behandelt die Ausgrabungen an dem nach der Wüste sich öffnenden (palmyrenischen) Tor der Umwallung sowie die dort gefundenen Inschriften, die von den Soldaten und Offizieren der Torwache herrühren und alle erst aus römischer Zeit (bis 262 n. Chr.) stammen. Dieser Umstand sowie andere Erwägungen haben sowohl den leitenden Architekten Pillet wie Rostowzew zweifelhaft gemacht, ob die Stadtmauern schon in die Gründungszeit zurückreichen. Es ist möglich, daß die ältesten Befestigungen in einer im Südosten der Stadt aufgedeckten Redoute, in deren Umgebung sogar Reste einer späteren Besiedlung durch Araber nachgewiesen werden konnten, vielleicht in einem Teil der Zitadelle sich befanden, daß aber diese selbst wie die ganze Stadtumwallung erst späteren Datums ist, wenn sie nicht sogar erst aus römischer Zeit stammt. Unter den Kleinfunden ist eine Votivstele, darstellend den Stifter vor der Göttin Nemesis bemerkenswert. Dazu Cumont S. 65f. des Vorberichts und Bickermann, Deutsche Literaturzeitung 1929, 2165.

Besprechungen.

Allgemeines.

Witte, Prof. D. Dr. Johannes: **Die evangelische Weltmission**, ihre Ziele, Wege und Erfolge. Gießen: Alfred Töpelmann 1928. (51 S.) 8°. = Aus der Welt der Religion, Forschungen und Berichte, unter Mitwirk. von R. Otto und F. Niebergall hrsg. von G. Mensching. Religionsgeschichtl. Reihe, Heft 4. RM 1.50. Bespr. von A. H. Francke, Berlin.

Eine sehr geschickte Zusammenstellung des Wissenswerten über die evangelische Mission auf wenig Raum. Das Büchlein handelt 1. von der Verpflichtung der Christenheit zur Weltmission, 2. von der Heilsbotschaft an die nichtchristliche Welt, 3. von den Zielen der evangelischen Missionsarbeit, 4. von den Arbeitswegen und 5. den Erfolgen der evangelischen Mission. Schließlich wird die wichtigste Missionsliteratur zusammengestellt und ein Verzeichnis der Missionsadressen gegeben.

Bei aller Freude an dem Werke habe ich doch während des Lesens immer den Eindruck gehabt: Es ist eine Verteidigungsschrift. Fast keiner unter den gebildeten Lesern will offenbar die Mission haben! Das Büchlein zeigt nun das Recht der Mission, doch noch auf der Welt zu sein.

In klarer, kurzer Weise wird über die Religionen der Erde, besonders aber über die großen Buchreligionen Asiens berichtet und ihnen gegenüber die einfache Botschaft des Christentums gestellt. Gegenüber den früheren Missionsmethoden, bei denen der Missionar nichts als Teufelsgedanken im Heidentum sah, weist der Verfasser darauf hin, daß es dem heutigen Missionar auf genaue Kenntnis der fremden Religion und Anerkennung des Guten darin ankommt. Nur das Wort, kein äußerliches Mittel, soll den Nichtchristen zum Religionswechsel bringen.

Höchst interessant, wegen der statistischen Angaben, ist das fünfte Kapitel von den Erfolgen. Zwischen 8 und 9 Millionen Christen sind durch die evangelische Mission bisher gewonnen worden. Zunächst eine kleine Zahl! Aber wie viele sind Christen im Herzen, ohne den Übertritt öffentlich wagen zu können, aus Rücksicht auf Familie, Tradition, Umgebung und anderes. In Japan, welches Land der Verf. genau kennt, schätzt er die Zahl dieser geheimen Christen auf etwa 5 Millionen.

Auch dem, der dem Missionswerk ablehnend gegenübersteht, wird das Büchlein von Nutzen sein.

Blau, D. Paul: **Leben und Wirken eines Auslandsdeutschen im vorigen Jahrhundert.** Erinnerungen an Dr. Otto Blau. Mit Beiträgen von F. Babinger, R. Vasner, A. Zograph, K. Maly sowie 12 Abbildungen und einem Faksimile. Leipzig: Sächsische Verlagsgesellschaft m. b. H. 1928. (VIII, 166 S.) gr. 8°. RM 6 —. Bespr. von Herbert W. Duda, Konstantinopel.

Der Sohn des 1879 als Deutscher Generalkonsul zu Odessa tragisch dahingeschiedenen Dr. Otto Blau schildert uns hier Heimat und Elternhaus, Kindheit und Jugend (1828—1852), den Aufenthalt in Konstantinopel (1852—1859), in Trapezunt (1859—1864), in Sarajewo (1864—1872) und in Odessa (1873—1879)

seines Vaters, dessen umfassende Begabung als Orientalist, als Numismatiker und Botaniker schon dadurch genügend gekennzeichnet ist, daß im 2. Teil des Buches drei Einzelabhandlungen über Otto Blau's wissenschaftliche Tätigkeit als Orientalist (F. Babinger), als Numismatiker (R. Vasner und A. Zograph) und als Botaniker und Erforscher der Flora Bosniens (K. Maly) nötig waren.

Bringt der Verfasser im Kapitel 1 und 2 wohl eine etwas zu breite Beschreibung des Elternhauses und der Kindheit Otto Blau's, die im Einzelnen wohl nur die Familienangehörigen selbst interessieren mag, so sind die folgenden, geschickt aus Briefen und anderen Aufzeichnungen sowie persönlichen Erinnerungen zusammengestellten lebendigen Schilderungen aus dem Leben Otto Blau's in Konstantinopel, Trapezunt, Sarajewo und Odessa besonders interessant. In flüssiger und gefälliger Form wird uns hier nicht nur das Leben und die Arbeit des verewigten Orientalisten geschildert, sondern auch ein fesselndes kulturhistorisches Bild jener Gebiete entworfen, in denen Otto Blau schaffte und wirkte. Namen wie Mordtmann, Schlechta-Wssehrd, Testa und Vámbéry tauchen im Leben Blau's auf, der seine wissenschaftliche Schulung den beiden damaligen Hochburgen der deutschen orientalistischen Studien, Halle und Leipzig, verdankte. Dem Buche ist erfreulicher Weise eine Bibliographie der wichtigsten literarischen Veröffentlichungen Otto Blau's beigefügt, durch die allein dem gelehrten deutschen diplomatischen Vertreter ein beredtes Denkmal gesetzt worden ist. Manche seiner Schriften sind heute noch standard works der Wissenschaft; es sei hier z. B. nur auf das für die historische Grammatik des Osmanisch-Türkischen bedeutsame Werk: „Bosnisch-Türkische Sprachdenkmäler“[1] hingewiesen. — Uns das Bild seines Vaters sowie der Orte, in denen er wirkte, lebendig und fesselnd aufgerollt zu haben, ist das dankenswerte Verdienst des pietätvollen Verfassers und Herausgebers.

Hellas-Fahrt. Ein Reisebuch. Herausgeber „Hellas“, Schweizerische Vereinigung der Freunde Griechenlands, Sektion Bern. Zürich: Orell & Füssli 1928. (137 S., 80 Abb.) gr. 8°. RM 6 —; geb. 7.60. Bespr. von Hans Dragendorff, Freiburg i. Br.

Eine Sammlung kurzer Aufsätze, veranlaßt durch eine Reise, die Schweizer Freunde Griechenlands im Jahre 1927 unternommen. Geschrieben, um Griechenland, den Griechen, dem Griechentum Freunde zu werben, Interesse auch am heutigen Griechenland und seinen Bewohnern zu wecken. Warmherzige Reiseeindrücke und Abhandlungen über einzelne Wissensgebiete nebeneinander. Von den letzteren seien einige hervorgehoben. Waser behandelt in zwei Aufsätzen „die Kretomykenische Kunst und die Wurzeln der „Griechischen“ und „das Olympiabildwerk“, d. h. die Skulpturen des Zeustempels, für dessen Ostgiebel auch wieder eine neue Anordnung vorgeschlagen wird, die ich für verfehlt halte, da sie den hockenden Knaben, der in Fallage unter der rechten Giebelseite gefunden ist, auf die linke Seite versetzt. Ebensowenig kann ich mich mit der Zuweisung der Skulpturen an den Kunstkreis der Hagladas befreunden. Die Olympiakunst hat allerdings mit peloponnesischer Kunst gemein, geht aber doch nicht vollkommen in ihr auf. — R. Zeller hat ein Kapitel über die Völker der Levante und die Kulturmission der Griechen unter ihnen beigesteuert, ferner zwei Aufsätze über die Geologie Griechenlands und den Vulkan Santorins. Mit die interessantesten, weil besonders aktuellen Themen behandeln die beiden Aufsätze von St. Zurukzoglu über die kulturellen Aufgaben Neugriechenlands und über das griechische Flüchtlingsproblem. In dem ersteren charakterisiert Z. kurz die beiden in Neugriechenland miteinander ringenden Richtungen, die archaistisch-mittelalterliche, die Anknüpfung an Altgriechenland sucht, und die fortschrittliche, die kulturelle Entwicklung Griechenlands im Sinne Europas, wenn auch den besonderen Verhältnissen des Landes angepaßt, fordert; Z. stellt sich mit Entschiedenheit auf Seite der letzteren. Der zweite Aufsatz gibt einen knappen Hinweis auf eines der dunkelsten Blätter der modernen Geschichte, die gewaltsame Austreibung der von den europäischen Mächten im Stiche gelassenen Griechen aus Kleinasien und die „Überführung“ der Griechen aus Ostthrazien, dem Kaukasus und Bulgarien auf Grund des Friedens von Lausanne. Wenn sie nicht so tragisch wäre in ihren Folgen, man müßte lachen über die Vermessenheit einiger europäischer Diplomaten, die da meinten, die Jahrtausende alte Expansion der Griechen durch einen Federstrich erledigen zu können, und die damit namenloses Elend angerichtet haben. Z. skizziert kurz die Maßnahmen Griechenlands, das zu seinen 5 Millionen Einwohnern 1½ Millionen Flüchtlinge aufnehmen mußte, und die innerpolitische, kulturelle und internationale Bedeutung der Ereignisse. Der Aufsatz berührt besonders sympathisch durch den sachlich ruhigen, vornehmen Ton und die positive Einstellung des Verfassers. Griechenland wird der Schwierigkeiten Herr werden und es wird allen zum Trotz noch Nutzen daraus ziehen.

Fiesel, Eva: Namen des griechischen Mythos im Etruskischen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1928. (IV, 136 S.) gr. 8°. = Ergänzungshefte z. Ztschr. f. vergl. Sprachforschung a. d. Geb. d. indogerm. Sprachen, Nr. 5. RM 4.80. Angezeigt von Ernst Sittig, Tübingen.

Die vorliegende Schrift der Etruskologin E. Fiesel, der Schülerin Herbigs, behandelt vom modernen Standpunkte der Forschung aus ein Problem, auf das schon Deecke aufmerksam gemacht hat, — die Wiedergabe der Namen griechischer Sagengestalten im Etruskischen. Da sich die Wage immer mehr zu gunsten der östlichen Herkunft der Etrusker aus Griechenland und Kleinasien neigt (vgl. die Atti des 1. internationalen Etruskologenkongresses, Florenz 1928, 250ff.), so muß das Buch, das als gute Materialsammlung zu werten, aber nicht überall straffer Kritik unterworfen ist, hier besprochen werden. Im Ganzen handelt es sich um eine wichtige Erscheinung auf dem Gebiete der Etruskologie. Man kann die etruskische Nebenüberlieferung griechischer Sage auf Spiegeldarstellungen usw. nicht übergehen; nicht immer liegen Mißverständnisse etruskischer Künstler vor, vielmehr weist z. B. eine Inschrift *hercle unial clan* „Herakles, Sohn der Juno-Hera“ auf eine uns aus dem

1) Dr. Otto Blau: Bosnisch-Türkische Sprachdenkmäler. (Uskufi's Potur Šahydijje, Bosnisch-Türkische Gespräche, Sprüche und Lieder, — Abdusselam, d. i. Türkisch-Bosnische Glossarien.) Leipzig 1868, F. A. Brockhaus, 8°, 316 S.

Griechischen nicht bekannte Fassung, die aber zum Namen des Herakles vorzüglich stimmt. Mit Recht betont die Verf. die vielfach auf westgriechische Quelle zurückführenden Formen der Namen des griechischen Mythos im Etruskischen. Abwartend und oft rundweg ablehnend muß man sich aber verhalten, wenn Erscheinungen der Laute und Formen, für die sich aus dem italisch-griechischen bzw. indogermanischen Sprachbereiche Parallelen beibringen lassen, durch Eigentümlichkeiten der noch nicht ausreichend erforschten kleinasiatischen Sprachen oder des noch ganz dunklen Vorgriechischen erklärt werden, wobei x meist einem y gleichgesetzt wird. Ich bin so ketzerisch, für δέλτος immer noch semitischen Ursprung anzunehmen unter Hinweis auf Jeremias 36, 23 דלתות LXX σελίδας (vgl. arab. *bâb* „Tor, Abschnitt"; Kolumnen, Säulen noch in Drucken des 16. Jhdts. auf den Titelblättern). Dann braucht man auch im Vokalismus des kyprischen δάλτος nichts Vorgriechisches zu wittern, und in elisch ἀδεαλτώhαιε wäre εα nicht anders zu beurteilen als die altlitauische Wiedergabe des sehr offenen *e* durch ein *e* mit darübergesetzten *a*, das wirklich noch in der heutigen Sprache wie *ä* mit kurzem *a*-Nachschlag klingt. Auch elisches langes *e* wurde dem *a* genähert, ohne daß Konsequenz herrscht, s. Bechtel, Griech. Dialekte II, 829, und die elische Form mit *a* drang im Zeusnamen (Plural Zᾶνες) dank dem Einflusse Olympias auch in andere Gegenden Griechenlands vor, so löst sich wohl das Rätsel Ζάς bei Pherekydes, auf das Bechtel Dialekte III, 132 aufmerksam macht.

Beanstanden muß man prinzipiell, wenn je nach Bedarf lydische, lykische, karische, vorgriechische Eigentümlichkeiten zur Deutung griechischer oder etruskischer Vorgänge herangezogen werden. Dies alles ist doch nicht einheitlich und teilweise nicht spruchreif. Zu etruskisch *evtucle* wird sogar der hethitische *ta-ya-ga-la-ya-aš* in der Form *tavaglavus* (sic!) mobil gemacht. Alaksandus von Vilusa scheint mir trotz Kretschmers geistvollem Aufsatze Glotta XIII 205ff. noch im einzelnen umstritten; Alexandros ist doch ebensowenig wie Andromache (f. zu Andromachos) etwa deshalb ungriechisch, weil die Lebensschicksale der so Benannten den Namen nicht rechtfertigen. Sind die späteren Namen Agasandros, Dioxandros, Mnesandros, Pausandros (altkyprisch!), Teisandros, Telesandros usw. wirklich nur nach dem Muster des Alexandros geschaffen, oder sind es von Haus aus gut griechisch gebildete Namen?

Nicht zustimmen kann man ferner, wenn die Folgerungen allein aus dem doch sehr engen Kreise der mythischen Namen gezogen werden. Wohl mag man, ohne bündig widerlegt zu werden, behaupten: „Eine Übernahme der casus obliqui ist für etruskische Spiegel nicht nachgewiesen" S. 68; aber ich wüßte nicht, warum nicht lateinisch *spurta*, *taeda* usw. als griechisch σπυρίδα und δαΐδα aufgefaßt werden sollten, deren Durchgang durchs Etruskische von W. Schulze überzeugend erwiesen ist; auch lateinisch *cretera* bei Naevius und *Numida* verstehe ich am besten als Akkusative κρητῆρα und νομάδα, ebenso lateinisch *lampada*, *crepida*, *tunica*, *placenta* und viele andere; die Erscheinung der Übernahme obliquer Kasus ist in den verschiedensten Sprachen verbreitet; Materialsammlungen dafür kann ich vielleicht einmal an anderer Stelle geben.

Diese Ablehnung, die ich hinsichtlich der weitgehenden Hypothesen auf kleinasiatischem Gebiete bisher zum Ausdruck gebracht habe, soll jedoch nicht dahin verstanden werden, daß ich nicht viel Wertvolles im vorliegenden Buche gefunden habe; eine kritische Zurückhaltung scheint mir aber bei der jetzt vorherrschenden Strömung, die sich in andern Werken noch viel breiter macht, dringend geboten. Im übrigen sichern die sorgfältige Materialsammlung und gründliches Heranziehen der Literatur, verbunden mit manch guter Bemerkung, dem Buche seinen Platz in der Etruskologie, und der Leser wird dafür der Verfasserin den gebührenden Dank nicht vorenthalten dürfen.

Herter, Hans: Platons Atlantis. Sonderabdruck aus den „Bonner Jahrbüchern", Heft 133. Bonn: Gebr. Scheur 1928. (S. 28—47.) 4°. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Verfasser räumt mit den Hypothesen über die Lage der Märcheninsel gründlich auf. Ich kann ihm nur aus ganzem Herzen beistimmen und verweise im übrigen auf meine Besprechung verschiedener Aufsätze von P. Borchardt und Herrmann in dieser Zeitschrift.

Nur in einem Punkte bin ich anderer Meinun als der Verfasser. Er hält die Geschichte von Atlantis einschließlich der Angabe Platos, er habe sie von Kritias, dieser von Solon, dieser aus Ägypten, für Erfindung des Philosophen. Nicht gerade überzeugend sucht er sich mit der Behauptung Platos, er erzähle eine völlig wahre Geschichte, (d. h. natürlich eine Geschichte, die er für wahr hält) abzufinden.

Äg. Erzählungen sind schon früh von der jonischen Novellistik umgestaltet. Plutarch erzählt im Gastmahl der 7 Weisen, daß König Amasis sich in schwieriger Lage an den Weisen

Thales gewandt habe. Die von Amasis erzählten Züge (sein Streit mit den Äthiopen) sind so ägyptisch wie nur möglich. Sagen von Amasis sind uns in demotischer Literatur erhalten. Aber daß hier Thales hineingezogen wird, ist selbstverständlich griechische Erfindung.

Ebenso gibt es griechische Erzählungen von Nektanebos, die noch die ägyptische Vorlage durchschimmern lassen. Mit Psammetich steht es ähnlich.

Plato war in Ägypten, Solon wahrscheinlich auch. Plato hatte starkes Interesse für den Orient, ein babylonischer Gelehrter hat Jahre lang in seinem Hause gelebt, (Boll-Gundel, Sternglaube u. Sterndeutung S. 91ff.). Sollte Plato, der ägyptische mathematische Aufgaben kennt (s. diese Zeitschrift, 1923, Sp. 271), der ein ausgezeichnetes Urteil über äg. Kunstwerke abgibt, ägyptische Sagen, wo er sie brauchen konnte, abgelehnt haben?

Nun ist uns eine ägyptische Sage, die an die Atlantis erinnert, allerdings nicht erhalten. Aber undenkbar ist es keineswegs, daß eine Geschichte, die einen ähnlichen Kern enthielt, erzählt wurde. Der Kern der Geschichte ist doch wohl, daß eine Stadt des ägyptischen Delta, (es ist Sais gemeint, dessen Göttin Neith von den Griechen regelmäßig der Athena gleichgesetzt wurde) sich gegen eine überwältigende Mehrheit von Feinden erfolgreich gewehrt habe. Das Delta ist in historischer Zeit mindestens einmal einem furchtbaren Angriff von der See ausgesetzt gewesen. Das waren die Seevölker unter Ramses III., die nachher wenigstens für die Ägypter völlig verschwinden. Die Riesenzahlen, die Plato angibt, sind selbstverständlich Märchenstil.

Plato hat Mythen und ähnliche Erzählungen verwertet, ob und wie weit er sie umgedichtet, läßt sich einstweilen nicht feststellen, da wir meistens nur seine Erzählungen besitzen, und wo dies nicht der Fall ist, wie bei der Geschichte vom Ring des Gyges, wissen wir nicht, ob er nicht gegenüber Herodot die richtige alte Form wiedergibt. So liegt vorläufig die Sache noch im unklaren, aber einfach zu sagen: „Plato hat seine Erzählung von Atlantis ohne jede Vorlage frei erfunden", ist mehr, als unsere Überlieferung uns erlaubt.

Daß die Atlantiserzählung trotzdem Platos geistiges Eigentum ist, ist selbstverständlich. Fand er irgend etwas vor, so hat er die Vorlage in seinem Sinne ebenso umgeschaffen wie jeder andere große Dichter. Bei ihm ist ja außerdem noch zu berücksichtigen, daß er seine Mythen in den Rahmen seiner Philosophie einzufügen hatte.

Die Ausführung im einzelnen ist ganz und gar Platos Eigentum, der dabei allerhand Züge verwertet haben wird. So mag die Schilderung des großen Tempels der Atlantier und seines Götterbildes durch Werke des Skopas und Phidias beeinflußt sein, auch mag bei der Schilderung des großen Krieges der Krieg zwischen Persien und Athen hineinspielen. Ich würde Friedländers Gedanken (Plato I, Berlin-Leipzig 1928) nicht so unbedingt ablehnen, wie Herter es tut.

Prorok, B. Graf Khun de: **Göttersuche in Afrikas Erde.** Fünf Jahre Ausgrabung in Karthago, Utica und der Sahara. Leipzig: F. A. Brockhaus 1928. (259 S., 44 Abb. u. 1 Kte.) gr. 8°. RM 11 —; geb. 13 —. Angezeigt von H. Dragendorff, Freiburg i. Br.

Das Buch bringt in krausem Durcheinander Reiseerlebnisse, persönliche Erinnerungen, Naturschilderungen, Ausgrabungsergebnisse, Prähistorisches, Archäologisches, Volkskundliches aus Karthago und seinem Hinterlande. Der Verfasser ist mit Enthusiasmus dabei, weiß offenbar materielle Mittel zu beschaffen, Menschen aller Art für seine Sache zu interessieren, moderne Hilfsmittel in den Dienst der Forschungsarbeit zu stellen. Wie weit hinter seinen Andeutungen, die eigentlich immer im entscheidenden Punkt abbrechen, bereits klare Forschungsergebnisse seiner Arbeitsgenossen stehen, ist schwer zu beurteilen. Doch lassen die Namen eines Delattre, Chabot, Gsell u. a. vermuten, daß wissenschaftlich gesicherte Ergebnisse gewonnen wurden. Vielleicht erfährt man darüber von ihnen Genaueres. Der Fachmann kann mit Proroks Buch nicht viel anfangen.

Grabar, André: **La Décoration Byzantine.** Paris: G. van Oest 1928. (44 S. Text, XXXII Taf.) 8°. = Architecture et Arts décoratifs. Collection publiée sous la direction de M. Louis Hautecoeur. Bespr. von G. Stuhlfauth, Berlin.

Nach einer kurzen Einleitung (Introduction, S. 5—8), welche die byzantinische Kunst als Ganzes in ihrer Verbundenheit mit dem Orient, ihrer religiösen Bestimmtheit, ihren geschichtlichen Zusammenhängen und ihrer technischen und formalen Eigenart charakterisiert, zeichnet Grabar auf 15 Seiten in großen Zügen die Entwicklungsgeschichte der byzantinischen „Dekoration" (La décoration byzantine, S. 9—23), d. i. der byzantinischen Kunst unter dem Gesichtspunkte des kirchlichen Innenschmuckes vom 4. Jahrhundert an bis zu ihren Ausgängen in der Malerei des Berges Athos. Er tut das hinsichtlich der Abwandlung ihres Stils und ihres gegenständlichen Gehalts in einer so geistvollen Weise, mit so viel Scharfsinn, aus einer so hervorragenden Sachkenntnis und mit einer so tiefen Durchdringung des gesamten Stoffs, daß ich nicht anstehe, diese Abhandlung zum Besten zu rechnen, vielleicht gar als das Beste zu erklären, was je zum Verständnis der byzantinischen Kunst und des in ihr walten-

den und sich verkörpernden Geschmacks und Geistes geschrieben worden ist. Anschließend folgen kurzgehaltene zusammenfassende Einzelbeschreibungen ausgewählter wichtigster Denkmäler (Mosaiken und Malereien) byzantinischer Dekoration (S. 24—40), beginnend mit dem Mausoleum S. Costanza in Rom (die Nischenmosaiken sind aber nicht gleichzeitig mit den Mosaiken der Kuppel und des Umgangs, sondern jüngeren Ursprungs: 5. Jahrhundert!), schließend mit der Kirche des hl. Georg in Sofia und ihren Malereien aus dem 14. oder 15. Jahrhundert; 32 Abbildungen auf 32 Tafeln geben hierzu die Illustration. Es ist zu wünschen, daß wir von Grabar in einem großen Werk die ausführliche Darstellung der byzantinischen Kunst erhalten, zu deren Schaffung er nach Ausweis des vorliegenden kleinen Bandes aufs beste berufen ist.

Xanthudides, Steph.: Κρητικὸν Θέατρον. Ἐροφίλη. Τραγῳδία Γεωργίου Χορτάτζη (1600). Ἐκδιδόμενον ἐκ τῶν ἀρίστων πηγῶν μετ' εἰσαγωγῆς καὶ λεξιλογίου. Athen: P. D. Sakellarios 1928. (166 S.) gr. 8°. = Texte u. Forschungen z. byzant.-neugriech. Philologie, Nr. 9. Bespr. von F. Dölger, München.

Während im übrigen Griechenland nach der Eroberung durch die Türken i. J. 1453 alles geistige Leben erstarb, hat sich auf Kreta, der alten Kulturbrücke zwischen Orient und Okzident, unter dem schon seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts bestehenden Regiment Venedigs noch bis zur Eroberung durch die Türken i. J. 1669 eine selbständige und eigenartige Kultur weiterentfaltet. Genährt durch die ständige und meist friedliche Verbindung mit der italienischen Mutterstadt und getragen von einer bis in die Gegenwart ob ihrer geistigen Beweglichkeit gerühmten griechischen Bevölkerung ist sie eine Mischkultur gewesen mit allen Licht- und Schattenseiten einer solchen. Zu den erfreulichen Erzeugnissen dieser Mischkultur gehören, wenn wir von den Erfolgen der sog. kretischen Malerschule absehen, vor allem jene beiden großen um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts entstandenen Gedichte, welche bis zum heutigen Tage Gemeingut des kretischen Volkes geblieben sind und in großen Teilen von vielen auswendig gewußt werden: das Epos Erotokritos und das Drama Erophile. Der hochverdiente, jüngst verstorbene Direktor des Kretischen Museums, Stephanos Xanthudides, hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, diese beiden Gedichte in würdigen kritischen Ausgaben vorzulegen. Der Erotokritos ist bereits i. J. 1915 erschienen und leider heute schon wieder eine bibliographische Seltenheit geworden. Die Ausgabe der Erophile ist hier kurz anzuzeigen. Sie ist ein Liebesdrama, von dem Kreter Georgios Chortatzis im Allerweltsvers der Byzantiner, dem Fünfzehnsilber, und im westkretischen Dialekt geschrieben. Die Handlung ist im wesentlichen dem Schauerdrama Orbecche des Giraldi und der Pamphile des Camelli entnommen. Zwischen die gereimten Sprechverse (5 Akte) schieben sich Chöre ein, welche Gedankengut aus Sophokles und Seneca enthalten. Nach jedem Chorlied folgt ein „Intermedio" nach der Art der gleichzeitigen italienischen dramatischen Literatur. Die Intermedia der Erophile sind Szenen aus Torquato Tassos Gerusalemme liberata und stehen inhaltlich mit dem übrigen in keinem Zusammenhang; sie wurden durch die „Moreska", einen maurischen Tanz, begleitet.

Xanth. hat die Ausgabe wie die des Erotokritos mit großer Liebe und Sorgfalt vorbereitet. Eine ausführliche Einleitung unterrichtet über die Person des Chortatzis, über Inhalt, Quellen und literarische Beurteilung, über Handschriften und Drucke, über Sprache und Metrik des Stückes. Besonders wertvoll dürfte auch für die Leser dieser Zeitschrift das Verzeichnis der weniger gewöhnlichen Wörter des Stückes sein, das X. der Erophileausgabe wie früher auch der des Erotokritos beigegeben hat: es ist (trotz der ziemlich lange währenden Araberherrschaft auf der Insel) nur ganz wenig arabisches Gut darin zu finden (das dann noch wie ἀμίρισσα zumeist gemeinmittelgriechisch ist), gar nichts Türkisches, dagegen eine sehr große Anzahl italienischer Lehnwörter.

X. hat die Herausgabe seines Werkes nicht zu Ende führen können. Nach seinem Tode hat N. A. Bees pietätvoll die Fertigstellung auf Grund des Manuskripts des Verstorbenen besorgt.

Ägyptologie.

Evers, Hans Gerhard: **Staat aus dem Stein.** Denkmäler, Geschichte und Bedeutung der ägyptischen Plastik während des Mittleren Reiches. München: Bruckmann 1929. Bd. I: (117 S. Text m. 29 Abb., 148 Taf.) 4°. RM 40 —. Bd. II: Die Vorarbeiten (III, 132 S., 16 Taf.) 4°. RM 30 —. Bespr. von Hans Bonnet, Bonn.

So viel auch in den letzten Jahren über die ägyptische Kunst geschrieben worden ist, so fehlte es doch noch ganz an einem Versuch, ihre Entwicklung während einer ihrer großen Epochen umfassend darzustellen und wie ihr Werden und ihren Ablauf, so auch ihren Sinn zu begreifen. E. stellt sich diese Aufgabe und sucht sie für die Plastik des mittleren Reiches, die schon für eine oberflächliche Betrachtung so reich an Spannungen und Wandlungen ist,

zu lösen. Es war ihm dabei vergönnt, auf Reisen durch Ägypten und die Museen Europas die Denkmäler selbst studieren zu können. Er hat diese Möglichkeit genützt, um auch seinem Leser einen möglichst vollständigen Einblick in den Denkmälerbestand zu vermitteln. Denn statt nach altem Brauch vorhandene Bilder zu übernehmen, hat er den Tafel- und Textabbildungen seines Werkes fast durchweg neue, meist eigene Aufnahmen zugrunde gelegt und selbst auf die Wiedergabe bekannter Denkmäler verzichtet, um weniger bekannten Raum zu schaffen. Man wird ihm das danken und gern die Kritik an Einzelheiten zurückstellen. Denn wenn die Bilder auch hier und da Härten aufweisen, die ein geschulter Photograph vielleicht vermieden hätte, so sind sie doch durchweg mit dem Auge des Kenners aufgenommen, der sorgfältig wägend den Denkmälern ihr Bestes abzugewinnen weiß.

Seine Darstellung unterbaut der Verf. durch die im 2. Band niedergelegten „Vorarbeiten". Diese enthalten, als Material für die Datierung, außerordentlich sorgfältige und überraschend aufschlußreiche Untersuchungen über die Wiedergabe von Tracht und Schmuck, die Entwickelung des Vereinigungsbildes an den Sokkeln der Throne, die Form und die Komposition der Stelen u. a. m. Wie fruchtbar diese Beobachtungen sind, zeigt sich in dem zweiten Abschnitt, der die Datierung einiger besonders wichtiger Werke behandelt; nicht freilich als ob der Verf. seine Datierungen mit ihnen allein unterbaute. Er ist sich wohl bewußt, daß letztlich doch nur der kunstgeschichtliche Tatbestand eine überzeugende Einordnung zu begründen vermag und gerade das macht die Stärke seiner Beweisführung aus, daß sich in ihr scharfe archäologische Betrachtung und auf wirkliches Einleben gegründete kunsthistorische Kritik durchdringen. Daß man nicht immer das Vertrauen des Verf.s zu seinen Ansetzungen teilen wird, ist selbstverständlich. Aber ich wüßte doch nicht, was sich ihnen je ernstlich d. h. mit besserem Recht entgegensetzen ließe. So wenig man darum mit dem Verf. über das Recht bzw. den Wahrscheinlichkeitsgehalt seiner Zuweisungen wird rechten wollen, so muß man doch bedauern, daß ihn die eigene Sicherheit verleitet hat, inschriftlose Werke mit Namensunterschriften zu versehen, ohne irgendwie anzudeuten, daß die Namen erschlossen sind.

Über das Bild, das E. von der Plastik des Mittleren Reiches zeichnet, zu berichten ist nicht leicht. Denn zu eng sind in ihm treffliche Beobachtung, die mit scharfem Blick und feinem Empfinden neue Gesichtspunkte eröffnet, und auf subjektive Wertsetzungen aufgebaute Konstruktion, die bald zu Bedenken bald auch zu Widerspruch herausfordert, verwoben. Im Ganzen darf man sagen, daß sich die Betrachtungsweise des Verf.s überall dort bewährt, wo künstlerische Wertung und die Aufhellung der kunstgeschichtlichen Entwickelung in Frage stehen. Schon die Beschreibung, die er von einzelnen Kunstwerken bietet, lassen dem, der sie ernstlich in sich aufnimmt, in ungewöhnlicher Eindringlichkeit das innere Leben der Plastik bewußt werden. Zug um Zug werden ihm ihre Form wie ihr innerer Bau erschlossen und der Gestaltungswille, der im Ganzen wie im Einzelnen waltet, lebendig gemacht. Mag dabei auch hier und da seine Liebe und seine Einfühlungskraft den Verf. zu Überschwänglichkeiten treiben und zuweilen auch Wendungen zeitigen, die man lieber vermißte, im Letzten ist die Art, in der er die Denkmäler erschließt, doch klar und besonnen.

Indem die Durchdringung der Einzelwerke die Brücken nach vorwärts und rückwärts schlägt, zeichnen sich in ihr zugleich die großen Linien des Ablaufs, den die Plastik in der 12. Dynastie genommen hat. Wie hier E. in dem Bau und in der Formung des Gesichtes als des eigentlichen Trägers des künstlerischen Gestaltungswillens Wandlungen aufweist, in denen ein immer wieder neu schaffender Geist Gestaltung sucht und findet, und wie er zugleich das aus dem Bildnis Erschlossene zu den übrigen Werken der Zeit und ihrer Formensprache in Beziehung setzt, ist von überzeugender Klarheit. Sehr beachtlich und m. E. auch gelungen ist weiter sein Versuch die Richtung, die der Plastik des mittleren Reiches ihr Gepräge gibt, als unterägyptisch zu erweisen und damit die Abkehr von der Tradition des alten Reiches und die schließliche Rückkehr zu ihr aus dem Gegenspiel ober- und unterägyptischen Geistes zu begreifen. Er hätte, dünkt mich, zur Stützung seiner These von dem unterägyptischen Charakter der Plastik des mittleren Reiches auch die Gefangenenköpfe aus dem frühen alten Reiche heranziehen können, die er in den „Vorarbeiten" behandelt. Denn wenn der Verf. auch dort mit vollem Recht die Gegensätze heraushebt, die in der Bildung und Auffassung zwischen ihnen und den Werken der 12. Dynastie bestehen, so ist doch unleugbar, daß sie in der gleichen Linie liegen und sich also schon hier der Gegensatz auftut, den wir im Mittleren Reich zwischen der oberägyptischen Kunst und der des Deltas beobachten.

Bei der Aufhellung der Kunstentwickelung beläßt es der Verf. nicht; er will sie auch ver-

stehen d. h. das Leben und das Menschentum fassen, dessen plastischer Ausdruck sie ist. Nun hat man ja längst an der Plastik des Mittleren Reiches in besonderer Weise den Zusammenklang mit dem empfunden, was uns aus der literarischen Überlieferung von der geistigen Einstellung der Zeit faßbar ist, und ihn hier und da auch aufzudecken unternommen. E. dringt weit über diese doch immer nur tastenden Ansätze hinaus. Aber freilich, er vermag es doch schließlich nur, weil ihm die Plastik selbst zur Quelle wird und er aus ihr das Bild der Umwelt gestaltet. Nun wird niemand bestreiten, daß der Plastik neben der schriftlichen Überlieferung ein solcher Quellenwert eigne, niemand auch leugnen wollen, daß er in noch ganz anderer Weise, als es bisher geschah, von der Forschung zu erschließen ist. Aber es geht doch nicht an, die Sprache der Denkmäler zur Richtschnur zu nehmen und die Texte nach ihr zurechtzubiegen oder auch ganz zu überhören. Das aber tut E. Denn ihm steht es fest, daß, wo Text und Plastik sich zu widersprechen scheinen, „unbedingt der Plastik zu glauben" sei. Von diesem Satze aus erklärt sich manches offenbare Fehlurteil des Verf.s.

Einseitig und seltsam genug ist schon der Gesichtspunkt, unter dem er die ägyptische Plastik begreift. Die Statuen des Alten Reiches sind nach ihm nicht für das Auge geschaffen; stünden sie doch, der Sicht entrückt, im Innern des Grabes. Trotzdem haben sie ihre Beziehung zum Lebenden. Denn „die verborgene Statue wird umsorgt, an sie wenden sich die Gebete, ihr wird geopfert. Die ägyptische Statue ist also, obwohl sie unsichtbar bleibt, einer unaufhörlichen Bedrängung ausgesetzt, die nicht nur von einer Seite her, wie der Blick, sondern von allen Seiten auf einmal auf sie eindringt. Da nun nichts ohne Gegenwirkung bleiben kann, so ergibt sich aus dem unaufhörlichen Bewirken ein Zurückwirken der Statue". Bedrängung und Wirkung machen demnach das Geheimnis der Plastik aus. Beide aber stehen in innigem Wechselspiel. Denn je stärker die Bedrängung durch den Lebenden ist, um so mehr wird die Figur gezwungen, sich bewegungslos zusammenzuhalten. „Anstatt daß die Reglosigkeit der Statue ein unbewegtes Menschentum spiegelte, bezeugt sie vielmehr eine ungestüm brandende Bewegung des Menschen". Umgekehrt führt ein Erlahmen der Bedrängung zu einer Lockerung des plastischen Aufbaus. Aus den Denkmälern selbst ist darum die Kraft der Bedrängung und damit der Wandel, dem sie erliegt, ablesbar. Macht es im alten Reich ihr Wesen aus, die unsichtbare, tief verborgene Statue zu erreichen und sich mit ihr in Beziehung zu setzen, so wird sie mit dem Ausgang des Alten Reiches dieses Inhaltes entleert, da den Menschen dieser Zeit die Fähigkeit zu dieser geistigen Art der Bedrängung verloren geht. Damit zerfällt aber zugleich die Plastik; sie verliert ihren Sinn und Aufgabe des Mittleren Reiches wird es, ihr einen neuen Inhalt zu geben.

Der Ägypter schafft ihn, indem er den Verkehr zwischen dem Lebenden und dem Bildwerk zunehmend auf das Auge stellt, Bedrängung und Blick sich verschlingen läßt und endlich in ästhetischen Gesetzen die Einheit findet, die einst die Bedrängung schuf. Damit entwickelt sich die Plastik „von dem einen Sinn in den anderen hinüber", wird aus „Bedrängungsplastik" zur „Sehplastik". So ungeheuer erscheint dem Verf. dieser Wandel, daß er aus dem Blick auf die 12. Dynastie die Überzeugung gewinnt, „daß innerhalb dieser ägyptischen Zeit die seelischen Fähigkeiten und Organe sich nicht nur kulturhistorisch, sondern biologisch gewandelt haben"!

So ist denn in der Tat der Satz von der Bedrängung für E. der „Schlüssel zum Verständnis der ägyptischen Plastik". Mir will er bei allem Willen zur Einfühlung in den Gedankengang des Verf.s nur als eine gekünstelte Konstruktion erscheinen, die wohl einen richtigen Kern umschließt, die aber letztlich doch durch Überspitzung der Gedankenführung wie durch falsche Wertsetzungen und durchaus einseitige Betrachtung des Materiales der Wirklichkeit arg Gewalt antut. Wohl ist zuzugeben, daß die Aufgaben der Plastik im Mittleren Reiche sich weiten und damit auch das Verhältnis zu ihr ein anderes, weiteres wird. Aber es bedeutet doch eine maßlose Überschätzung dieses Wandels, wenn man hinter ihn so grundlegende Gegensätze stellt, wie sie für E. in den Begriffen Bedrängungsplastik und Sehplastik umschlossen sind. Eine Bedrängungsplastik im Sinne des Verf.s hat es m. E. überhaupt nicht gegeben. Denn weder sind die Statuen des Alten Reiches grundsätzlich der Sicht entzogen — es gibt ihrer genug, die sichtbar aufgestellt waren und gesehen werden sollten, — noch waren sie im Sinne des Verf.s vom Lebenden bedrängt. Wohl mag es unter ihnen solche geben, die man unter die Formel der Bedrängung zwängen könnte; für die Mehrzahl der in den Gräbern verborgenen Figuren ist sie in keiner Weise anwendbar. Denn diese sind wie die Ausstattung des Grabes, zu der sie gehören, durch die magische Kraft des Bildes aus sich heraus wirksam, sind ohne Beziehung zum Lebenden und bedürfen nicht, daß er sie „mit

dem mächtigen Atem seiner Bedrängung erfülle".

So ist der Satz von der Bedrängung von vornherein auf falsche Voraussetzungen aufgebaut. Unhaltbar sind denn auch, aufs Ganze gesehen, die Konsequenzen, zu denen der Verf. bei seinen Versuchen zur Aufhellung der geistigen Haltung des Ägypters des AR. durch sein Arbeiten mit der Bedrängung als geistiger Fähigkeit getrieben wird. Es würde zu weit führen, wenn ich näher darauf eingehen wollte; auch zu den Urteilen des Verf.s über die Artung des Ägypters, sein Verhältnis zu Staat und Geschichte und Gottheit will ich nicht im Einzelnen Stellung nehmen. Denn es könnte nicht geschehen, ohne den Rahmen einer Besprechung zu sprengen. Sind doch die Fragen, an die hier gerührt wird, vielfach so problematischer Art, daß man m. E. nur mit größter Behutsamkeit an sie herantreten und auch dann oft kaum mehr als ein vorsichtig zurückhaltendes Urteil wagen darf. Auch dem Verf. wäre wohl das Vertrauen auf seine Kraft oder doch zu seinen Lösungen zerbrochen, wenn er die von ihm berührten Probleme in ihrem ganzen Umfang erfaßt hätte. Seine Einstellung zu der Überlieferung, die ihn einseitig auf die Sprache der Denkmäler, wie sie ihm erklingt, hören läßt, hat ihn dessen überhoben; sie läßt ihn urteilen und postulieren, wo andere, die sich ernstlich mit der ganzen Überlieferung auseinandersetzen und die Gedanken, die in ihnen aufsteigen mögen, immer wieder an ihr kontrollieren, oft lieber schweigen würden. Daß dem Verf. auch dann manche gute und fruchtbare Beobachtungen gelingen, sei gern anerkannt; wer um ein Verständnis der geistigen Haltung des Ägypters ringt, wird ihm manche wertvolle Gesichtspunkte entnehmen können, aber sein Urteil wird doch oft recht anders lauten.

Humbert, Prof. Paul: **Recherches sur les sources égyptiennes de la littérature sapientiale d'Israël.** Neuchâtel: Secrétariat de l'Université de Neuchâtel 1929. (194 S.) gr. 8° = Mémoires de l'Université de Neuchâtel Tome VII. 15 Fr. Bespr. von Curt Kuhl, Berlin-Frohnau.

Durch die im Jahre 1923 erstmalig von Budge herausgegebene neugefundene Lehre des Amen-em-ope ist in besonderer Weise das wissenschaftliche Interesse auf die literarischen Berührungen zwischen Ägypten und dem Alten Testament gelenkt worden. Eine ganze Reihe von Publikationen, von denen hier nur die von Lange, Erman, Sellin und Greßmann als die wichtigsten genannt seien, untersuchte im einzelnen diese merkwürdige Übernahme und Überarbeitung ägyptischer Literatur in die hebräische Spruchweisheit. Andererseits ist durch Grapows Buch über die bildlichen Ausdrücke des Ägyptischen (1924), durch Ermans Literatur der Ägypter (1923) und durch die von Ranke besorgte Neuherausgabe ägyptischer Texte in der zweiten Auflage des Greßmannschen Altorientalischen Textbuches zum Alten Testament (1926) auch der Nichtägyptologe bequem im Stande, den etwa vorhandenen ägyptischen Einflüssen auf Israels Literatur nachzugehen. Wohl alle neueren Kommentare zeigen, wenn naturgemäß auch nur in Andeutungen und kurzen Hinweisen, die Früchte solcher vergleichender Studien.

Deshalb ist es mit besonderer Freude zu begrüßen, daß nun einmal — selbst auf die Gefahr hin, hier und da schon Bekanntes wiederholen zu müssen — ein Gelehrter ein größeres Teilgebiet herausgreift und sich die Aufgabe stellt, systematisch die Beziehungen zwischen ägyptischer Weisheitsliteratur und der israelitisch-jüdischen Chokma-Literatur zu untersuchen. Nach einem kritischen Überblick über die herangezogenen ägyptischen Urkunden (S. 1—16) handelt der Herr Verfasser zunächst (S. 17—74) über die Proverbien. Unter sorgfältiger Darbietung und Verwertung der vorhandenen Untersuchungen und gelegentlichen eigenen Textvorschlägen kommt Humbert mit der Mehrzahl der Gelehrten in Ablehnung der von Budge und Oesterley aufgestellten Thesen zu dem Ergebnis, daß Amen-em-ope die direkte Quelle für Prov. 22,17—23,11 sei; für die anderen in Prov. vereinigten Spruchsammlungen finden sich, wie in den beiden Kapiteln über stoffliche und formale Entsprechungen gezeigt wird, nach dem vorsichtigen Urteil Humberts „des coïncidences trop nombreuses et trop précises pour être dues au hasard" (S. 74). — Auch das Buch Hiob (S. 75—106) zeigt zuviel Berührungen mit ägyptischen Literaturdenkmälern, als daß man nur von einer „coïncidence fortuite" sprechen könnte. Vielmehr sei ägypt. Einfluß anzunehmen, der aber, worauf Humbert den Ton legt, „n'a rien ôté à l'originalité du génie de Job, mais a simplement mis à sa disposition de nouvelles ressources, élargi sa vision, et lui a permis de composer l'oeuvre la plus littéraire de l'Ancien Testament" (S. 106). — Für Qohelet (S. 107—124) ist nach Humbert der lange behauptete griechische Einfluß als sehr problematisch abzulehnen. Sprachliche Gründe legen den Gedanken nahe, daß der Verfasser von Qoh die ägyptische Sprache gekannt habe; andere Merkmale (so vor allem sein Pessimismus und seine Lebensphilosophie) machen sehr wahrscheinlich, daß Qoh mit der

ägypt. didaktischen Literatur vertraut war. Auf die „literarischen Gattungen" („genres"), die H. ebenfalls als Argument anführt, ist m. E. kein so großes Gewicht zu legen; eher schon darauf, daß bei Qoh der Gottesname häufig gebraucht, aber niemals durch ‚Jahwe' wiedergegeben werde (הָאֱלֹהִים oder אֱלֹהִים, wofür Humbert erinnert an die ägypt. Entsprechung nṯr bzw. pȝ nṯr). — Bei den jüngsten Schriften tritt naturgemäß diese Beeinflussung durch Ägypten stärker zurück. Bei Jesus Sirach (S. 125—144) sei zwar für den Abschnitt 38, 24—39, 11 bis in die Einzelheiten hinein die Abhängigkeit von ägypt. Vorbildern evident (S. 132), aber „ailleurs ce n'est, semble-t-il, qu'un léger parfum égyptien ou même seulement une présomption d'égyptianisme" (S. 143). Wenn jedoch der Siracide des öfteren dem Verfasser des jungen Papyrus Insinger begegne, so zeige das, wie sehr der Kontakt zwischen hebräischer und ägyptischer Weisheit auch in jüngerer Zeit aufrecht erhalten blieb. — Die Erzählung des Buches Tobit (S. 145—147) scheine, ohne von ägypt. Didaktik abzuhängen, doch in Ägypten entstanden zu sein, wie auch für III. Esra (Erzählung von den drei Pagen des Darius und Lob der Weisheit) die Ursprünge wohl in Ägypten zu suchen sein werden (S. 148—151). — Für den Achiqar-Roman endlich (S. 152—155), für den, wie Meißner (AO 1917) gezeigt hat, die Übereinstimmungen mit assyrisch-babylonischer Literatur sehr stark sind, begnügt Humbert sich damit, eine Reihe von Berührungen mit Ägypten festzustellen, ohne seinerseits irgendwelche Schlüsse daraus zu ziehen. — In zwei Schlußkapiteln (S. 158—185) überblickt Humbert noch einmal seine Skizze mit dem Ergebnis: „En conclusion, et la pédagogie et les principales idées morales des sages israelites nous paraissent étroitement pareilles voire dépendantes de celles des sages égyptiens" (S. 173).

Freilich, ganz so einfach scheinen mir die Dinge nicht zu liegen. Gerade Achiqar, ebenso Qoh 9, 7—10 (vgl. Grimme in OLZ VIII) und auch Hiob (vgl. S. Landersdorfer, Eine bab. Quelle für d. B. Hiob? 1911 und das Material bei A. Jirku, Altorientalischer Kommentar 1923) zeigen doch, daß die Fragen etwas komplizierter sind, indem man ebenso gut eine Reihe von Berührungen mit Assyrien-Babylonien nachweisen kann; gerade auch an solchen Stellen, die Humbert für Ägypten auswertet. So wird die vorliegende Untersuchung in mancher Hinsicht einer Ergänzung und vielleicht auch Korrektur bedürfen. Vor allem scheint mir besondere Vorsicht bei der Beurteilung lyrischer Stücke geboten zu sein; denn hier besteht die große Gefahr, daß man nur zu leicht „Abhängigkeiten" statuiert, wo nur „Gattungsgemeinschaft" vorliegt. Aufs Ganze gesehen, soll die Verdienstlichkeit der Arbeit Humberts voll anerkannt werden. Der Herr Verfasser hat sich bei seiner Untersuchung von vorgefaßten Meinungen frei zu halten gesucht und wägt stets sorgfältig und vorsichtig ab, indem er lieber ein Fragezeichen setzt, als daß er seiner These zu Liebe dem Tatbestand Gewalt antäte.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum.

Storr, M. A., Vernon F.: **From Abraham to Christ.** Studies in the Development of the Theism of the Old Testament. London: Hodder & Stoughton 1928. (288 S.) 8°. 7 sh. 6 d. Bespr. von Curt Kuhl, Berlin-Frohnau.

Nach einer Würdigung des Alten Testamentes als Quelle religiöser Erfahrung und einer Erörterung des Begriffs der Offenbarung behandelt Storr unter Heranziehung der wichtigsten Quellen die Entwicklung des israelitischen Gottesglaubens von seinen primitiven Anfängen bis hin zu Deutjes. und schließt mit zwei Kapiteln über die Messiashoffnung und den Universalismus (Jona). Die Absicht dieser zwölf Kapitel, die 1923—1927 als „Warburton Lectures" gehalten wurden, geht — worauf der Titel bereits hindeutet — dahin, „to show that Old Testament Theism is of vital importance for us to-day" (S. 286), indem der bleibende Wert des AT.lichen Gottesbegriffs verdeutlicht und in Beziehung zu unseren modernen Anschauungen gesetzt wird (vgl. S. 8f.). Die einzelnen Vorlesungen sind recht ansprechend, lebendig und allgemeinverständlich geschrieben und zeigen des Verfassers Vertrautheit mit den Problemen und dem modernen Stande der AT.lichen Wissenschaft. Zu den Ausführungen über Dekalog und Bundesbuch wäre ein wenn auch kurzer Hinweis auf das Gesetz des Hammurapi erwünscht gewesen.

Galling, Kurt: **Die Erwählungstraditionen Israels.** Gießen: A. Töpelmann 1928. (VII, 96 S.) gr. 8°. = Zeitschrift f. d. alttest. Wissenschaft. Beihefte 48. RM 6 —. Bespr. von W. Baumgärtner, Basel.

Ein Thema, das schon längst eine Untersuchung gefordert hätte. Sie lohnt gleich mit dem Ergebnis, daß das Alte Testament eine doppelte Tradition darüber hat: Einmal wird die Erwählung mit dem Auszug aus Ägypten verbunden; so abgesehen von den in ihrer Datierung umstrittenen Stücken Ex. 15, Dt. 26, I. Kön. 12, 28 bei den Schriftpropheten und bis in die Makkabäerzeit hinunter. Anderwärts wird sie auf die den Erzvätern gegebenen Verheißungen zurückgeführt, woran sich dann, oft ziemlich lose und ungeschickt, die Auszugstradition anschließt; so bei den Prosaschriftstellern des Hexateuchs und in wenigen und späten andern Stellen. Die Auszugstradition ist selbständig und offenbar älter. Das eigent-

liche Problem liegt bei der Erzvätertradition. Nach G. wäre sie vom „ersten Jahwisten" (der „Laienquelle" Eißfeldts), bei dem sie zuerst auftritt, auch geschaffen, mit dem Zweck, die Einheit der Stämme und den Ausgleich der verschiedenen Stämmetraditionen zu schaffen. Die Propheten lehnen sie aus Abneigung gegen den Kult der Erzväter ab. Aber vom Exil an wird sie mehr und mehr herrschend, bis schließlich Abraham, als der „Vater" des Judentums, die andern in den Hintergrund gedrängt hat. Doch immer steht daneben der andere Satz: Jahwe Israels Gott von Ägypten her. — Aber neben der religiösen hat das Erwählungsbewußtsein auch seine politische Seite: es behauptet die Rechtmäßigkeit und Unantastbarkeit des Landbesitzes, die Zusammengehörigkeit von ganz Israel. Das ist der „großisraelitische" Gedanke, wie es G. glücklich benennt, und er verfolgt ihn auch eingehend von Ri 5 an (§ 7, S. 68—92).

Die Arbeit, innerhalb ihrer selbstgesteckten Grenzen, der Beschränkung auf die Tradition unter Ausschluß der historischen wie der theologisch-systematischen Fragestellung hat das schöne Thema gründlich, ja erschöpfend behandelt und damit unsere Kenntnis von Israels „Heilsgeschichte" um ein wertvolles Stück bereichert. Unermüdlich und mit feinem Sinn geht der Verf. all den Schattierungen des Erwählungsbewußtseins, dem Ineinander religiöser und politischer Motive nach. Im wesentlichen kann er der allgemeinen Zustimmung sicher sein.

Nicht zwingend finde ich die Zurückführung der Erzvätertradition auf J^1 (L), ganz abgesehen davon, daß mir die Existenz dieser Quellenschrift immer noch fragwürdig ist. Auch die Nichterwähnung bei den Propheten scheint mir nicht völlig geklärt; absichtliche Ignorierung ist wohl gegenüber Jakob begreiflich, aber gegenüber Abraham? Und beim großisraelitischen Gedanken wäre doch zu überlegen, ob er nicht noch in stärkerem Maße und vielleicht von Haus aus mehr profan als religiös orientiert war. Im einzelnen könnte man etwa fragen, auf wen Dt. 26, 5 denn gehen soll, wenn nicht auf Jakob (S. 7f.); ob Jerobeams Edikt I. Kön. 12, 28 tatsächlich als geschichtlich gelten kann (S. 74); ob Jesaia 734 wirklich auf dem Standpunkt einer unbedingten Unterwerfung unter den Großkönig stand (S. 79). Daß Jes. 7, 16b ß Zusatz ist und die Drohung auf Juda geht (S. 79[3]), ist nicht erst von Gressmann erkannt.

Merzbach, Dr. Arnold: **Über die sprachliche Wiederholung im Biblisch-Hebräischen.** Ein psychophysiologischer Versuch. Frankfurt a. M.: J. Kauffmann 1928. (39 S.) 8°. RM 2.50. Bespr. von E. Kuhr, Greifswald.

Die kleine Arbeit ist die etwas eingehendere Ausführung eines in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie", Jg. 4 (1928)[1], vom Verf. mit Privatdozent Dr. med. Walther Riese gemeinsam unternommenen Versuchs, die gesamten Wiederholungsbildungen des Biblisch-Hebräischen — Wiederholung von Worten und Wortgruppen, Silben und Konsonanten —, wie die sprachlichen Wiederholungsbildungen überhaupt, als Ausdrucksformen affektiver Erregung zu erklären, durch die die gewöhnliche Regulierung und Abstoppung der motorischen Leistungen durchbrochen würde. Da nach Meinung des Verf. der Affekt als Vorgang des Trieblebens, der mehr oder minder unbewußten seelischen Abläufe, mit den „tieferen" Schichten des Gehirns, mit Zentren im Hirnstamm, im Mittelhirn, in den Stammganglien, in Beziehung zu setzen sei, kommt er — in dem Zeitschriftenaufsatz wird das unter dem Einfluß des medizinischen Mitarbeiters noch stärker hervorgehoben — zugleich zu dem hirnphysiologischen Resultat, daß bei der sprachlichen Wiederholung eine stärkere Beteiligung der „tieferen" Hirnapparate an dem sprachbildnerischen Akte anzunehmen sei, während sonst das Sprechen als willkürliche Handlung und die Sprache als Produkt des menschlichen Denkens mit dem höchst entwickelten Teile des Gehirnes, mit der Großhirnrinde und ihren Bahnen, in Zusammenhang stehen müsse.

Ob die Regungen des Affekts sich in der angegebenen Weise gehirnlokalisatorisch bestimmen lassen, muß dem Urteil des Fachmannes überlassen bleiben. Daß aber der Affekt die einzige Ursache aller sprachlichen Wiederholung sein soll, ist schwer einzusehen. Gewiß handelt es sich um einen reinen Affektausbruch, wenn etwa David um Absalom wehklagt: „Mein Sohn Absalom, mein Sohn, mein Sohn Absalom, o wäre ich an deiner Statt gestorben, Absalom, mein Sohn, mein Sohn!" 2S 19, 1 u. ä. v. 5. Aber schon den Intensivierungswiederholungen wie טובה הארץ מאד מאד Nu 14, 7 u. ä. wohnt, wie der Verf. selbst zugibt, ihrem Wesen nach eine Absicht inne, wenn auch immerhin noch von einer Affektbeigabe (Ablehnung, Einverständnis, Hoffnung usw.) gesprochen werden kann. Und in den distributiven Wiederholungen (איש איש, יום יום u. ä.) oder in Bildungen wie גַּלְגַּל „Rad", עפעף „flattern", צפצף „zwitschern", לקק „lecken", בַּקְבֻּק „Flasche" u. ä. entspringt die sprachliche Wiederholung offensichtlich unmittelbar den Eigenschaften des Wahrnehmungsinhaltes — Wiederholung von Gegenständen sowie von optisch oder akustisch wahrnehmbaren Vorgängen —, ohne daß dazu eine andere Gefühlserregung vorauszusetzen wäre, als wie sie bei jeder Sprachäußerung stattfindet. Der „ursprüngliche Neuheitseindruck" des Naturkindes, der nach Meinung des Verf. hinter diesen Doppelbildungen zu vermuten und in ihnen „'erstarrter Affekt' geworden" sein soll, ist höchst problematischer Natur. Warum soll die Vorstellung einer in ihre einzelnen Teile zerlegten Menge oder ein Eindruck wie das Zwitschern oder Flattern eines Vogels im primitiven Menschen eine stärkere Empfindung wachrufen als im Kulturmenschen? Wenn die Verdoppelungen in den Natursprachen zahlreicher vertreten sind als in den

1) S. 44—53 u. d. T. „Sprachpsychologische Parallelen zu sprachlichen Iterativbewegungen (Palilalie)".

Kultursprachen, so braucht das doch nicht unbedingt darauf zurückzugehen, daß in der Jugend der Menschheit die Erlebnisfähigkeit noch eine größere gewesen ist, sondern erklärt sich natürlich genug daraus, daß zur Darstellung eines sich wiederholenden Vorganges die lautliche Wiederholung sich als das einfachste und naheliegendste Mittel darbot. Später, als die Sprache im Laufe ihrer Entwicklung auch andere Ausdrucksmittel ausgebildet hatte, sind diese primitiven Bildungen dann teilweise verdrängt worden. Doch ist das onomatopoetische Motiv[1] der Verdoppelung auch dann immer noch wirksam geblieben, und die hierherzuzählenden Wörter können ebenso, wie sie in die Anfänge der Sprachbildung zurückreichen, unter Umständen auch zu dem jüngsten Sprachgut gehören. Wieweit letzteres für das Hebr. zutrifft, weiß ich nicht. Jedenfalls aber wird auch von diesem Gesichtspunkt aus den „primären Iterationen" des Verf. gegenüber einige Vorsicht angebracht sein.

Auch darin kann ich dem Verf. nicht folgen, daß nur in dieser Gruppe der Wiederholungsbildung Gesetz gewordenes Sprachgut vorliege, während sonst die Wiederholung — abgesehen von der Konsonantenverdoppelung in den Verbis ע״ע, die stets zu den „primären Iterationen" gezählt werden — unmittelbar als Entladung einer außerordentlichen affektiven Spannung aufzufassen sei oder durch eine affektbegleitete Intensivierungsabsicht des Redenden hervorgerufen werde, also in diesen Fällen eine individuelle sprachliche Neuschöpfung sei. Für ein Beispiel nach Art der oben angeführten Totenklage Davids 2S 19, 1 ist das natürlich ohne weiteres einleuchtend. Aber schon bei einer intensivierenden Wortwiederholung wie מאד מאד wird man fragen dürfen, ob hier nicht bereits eine Gewohnheit der Sprachbildung besteht, und vollends unwahrscheinlich ist es, daß sich diese Erklärung auch für die intensivierende[2] Silbenverdoppelung wie התמרמר „sich erbittern", קְלֻקָּל „gering" u. ä. anwenden läßt. Der Verf. denkt sich im letzten Falle den Vorgang anscheinend so, daß der Redende in einem Augenblick der Leidenschaft gewissermaßen die Herrschaft über seine Sprachwerkzeuge verliert und es nun zu unwillkürlichen Doppelungen wie „erbittbittern" oder „geringring" kommt. Aber genau so wenig wie wir uns derartige Bildungen — selbst in der höchsten Affektlage — für das Deutsche vorstellen können, weil die Wortformen viel zu fest geworden sind, um je nach der Stimmung des Sprechenden beliebigen lautlichen Wandlungen unterworfen werden zu können, werden wir das für das Hebr. anzunehmen haben, das ja schließlich auch nicht mehr auf der primitivsten Stufe der Sprachentwicklung steht. Außerdem beruhen die Intensitätsformen der Silbenverdoppelung auf gleich ursprünglichen Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins wie ihre objektiv motivierten Modifikationen, und wenn der Verf. für letztere das Vorliegen eines regulären Sprachgebrauchs durchaus zugibt, so ist nicht einzusehen, warum die ersteren immer nur in einer einmaligen seelischen Situation eines einzelnen Redenden begründet sein sollen. Was sich aus dem Zusammenhange der Rede erkennen ließe, könnte immer nur der Gebrauch der Wiederholungsform sein, nicht aber ihre Entstehung. Und schließlich — selbst wenn man die Möglichkeit individueller sprachlicher Wortneubildung für das Hebr. in gewissem Maße zugeben würde —, woran wollte man denn im einzelnen Falle erkennen, ob wirklich die betr. Bildung aus dem sprachgesetzlichen Rahmen herausfällt? Da das Bibl-Hebr. keine lebendige Sprache mehr ist, so bleibt als einziges Kriterium nur das mehr oder minder häufige Vorkommen der einzelnen Formen. Da uns aber die hebr. Sprache im AT nur noch in einem verhältnismäßig beschränkten literarischen Überrest erhalten ist, so ist dieses Kriterium äußerst bedenklich, ganz besonders im vorliegenden Falle, da Formen mit verdoppelten Silben ohnehin schon im Hebr. ziemlich selten auftreten.

Überhaupt mag bei dieser Gelegenheit die Frage aufgeworfen werden, ob es methodisch richtig ist, ein allgemeinsprachwissenschaftliches Thema ohne Zusammenhang mit den übrigen, oder doch wenigstens den verwandten, Sprachen an einem einzelnen und wenig ausgebreiteten Sprachzweig zu verfolgen. Zum mindesten hätte sich der Verf. doch mit dem als Materialsammlung unentbehrlichen Werk über die Doppelung von A. F. Pott[1] beschäftigen müssen, das aber in der ganzen Arbeit überhaupt nicht erwähnt wird. Für die semitischen Wiederholungsbildungen speziell gibt es allerdings keine zusammenhängende Darstellung. Immerhin hätte sich auch hier aus Brockelmanns Vergleichender Grammatik[2] und aus Barths Nominalbildung[3] mancherlei entnehmen lassen.

Alles in allem hat man den Eindruck, der sich durch Nachprüfung der hier nicht zu erörternden Einzelheiten leider nur noch erheblich verstärkt, daß eine geistreiche Hypothese auf einer ungenügenden empirischen Grundlage aufgebaut wird. Nicht die Tatsachen sind das Primäre, aus denen bestimmte Untersuchungsresultate gewonnen werden, sondern das psychologische Schema ist das Gegebene, in das die Tatsachen mehr oder weniger gewaltsam hineingepreßt werden.

---

1) Wenn der Verf. die onomatopoetische Erklärung als veraltet ablehnt und dafür W. Wundt als Kronzeugen anführt (S. 33), so ist das nur bedingt richtig. Es trifft allerdings zu, daß W. die Onomatopoesie als Schallnachahmung oder Lautmalerei für unhaltbar ansieht. Er bestreitet aber keineswegs, daß überhaupt eine Nachahmung vorliegt, sondern verlegt diese lediglich vom Laut auf den äußeren Vorgang, dessen optisch oder akustisch wahrgenommene Wiederholung zu einer entsprechenden „Lautgebärde" herausfordere (Völkerpsychologie I, 1, Kap. 3, IV, bes. Abschn. 2). Daß eine subjektive Gefühlserregung die sprachliche Wiederholung auslöse oder auch nur an ihrer Auslösung beteiligt sei, hält W. gerade für die onomatopoetischen Bildungen am allerwenigsten möglich (a. a. O., Kap. 5, V, bes. Abschn. 2a. 3. 4, Anfang).

2) Silbenverdoppelungen als reine Affektentladung gibt es überhaupt nicht. Von den drei Beispielen, die der Verf. hierfür anführen zu können glaubt, ist איככה Kompositum aus אי + demonstr. ככה, חמרמר „gären, v. d. Eingeweiden, s. v. a. heftige Seelenschmerzen empfinden" Intensitätswiederholung und סחרחר „klopfen (vom Herzen)" eine deutliche onomatopoetische Bildung.

1) Aug. Friedr. Pott, Doppelung (Reduplikation, Gemination) als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache, beleuchtet aus Sprachen aller Weltteile. Lemgo & Detmold 1862.

2) Carl Brockelmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen. Bd. 1. Berlin 1908, §§ 163ff. 257 F.

3) J. Barth, Die Nominalbildung in den semitischen Sprachen. Leipzig 1891, §§ 137ff.

Auch als Materialsammlung kann das Werkchen leider nicht unbedingt empfohlen werden. Der Verf. behauptet zwar, das gesamte bibl.-hebr. Sprachmaterial einer Nachprüfung unterzogen zu haben, aber es scheint öfters, daß die Beispiele nur soweit angeführt werden, als es zur Illustrierung der gerade durchgeführten Gedankengänge notwendig ist (z. B. ganz deutlich bei den distributiven Wiederholungen § 12). Vollständigkeit in der Aufzählung der Belege erstrebt der Verf. nur bei den Verbis ע״ע (§ 14). Aber ein Vergleich mit Mandelkerns Konkordanz ergibt ein Manko von etwa 60, ein Vergleich mit Gesenius-Buhls Lexikon ein Manko von etwa 100 Verben[1]. Auch kennt der Verf. überhaupt keine textkritischen Bedenken; eine Form etwa wie יִפְיְפֵתָ Ps. 45, 3 (so statt 43, 3!) wird ohne weiteres unter den Intensitätsbildungen angeführt.

Fundortsangaben wie „Lehrgebäude usw.“ oder „Völkerpsychologie III (Der Ursprung der Sprache II 2)“ ohne Angabe von Kapitel- oder Seitenzahlen sind eine etwas starke Zumutung an den Leser. Daß das Hebr. durchgängig ohne Vokale gesetzt ist, erschwert die Lektüre. Selbst dem geschulten Hebraisten wird die Aussprache der mehr oder weniger seltenen Doppelbildungen nicht immer geläufig sein. — Druckfehler finden sich vor allem in den Zahlen der biblischen Zitate, die oft nur mit Mühe zu eruieren sind; das angeblich Lv 24, 8 entnommene Zitat שני אדנים לקרש האחד שני אדנים לקרש האחד S. 25, Z. 8, habe ich im ganzen AT nicht entdecken können. S. 24 ist die ganze 29. Zeile zu ändern. Statt „b) Die Hintereinander-Distribution: aa) Nach dem“, wodurch irrtümlich S. 25, Z. 11 vorausgenommen wird, muß es dem Sinne nach heißen „bb) Die vollkommene Distribution. Nach dem Schema“.

Odeberg, Hugo: **3 Enoch or The Hebrew Book of Enoch**, edited and translated for the first Time with Introduction, Commentary and critical Notes. Cambridge: At the University Press 1928. (X, 179, עד, 34 S.) gr. 8°. 42 sh. Bespr. von Gerhard Scholem, Jerusalem.

Das vorliegende Werk, das in vorzüglicher Ausstattung vorliegt, ist eine Spezialmonographie über die Metatron-Mystik, die sich in den Kreisen der jüdischen Gnostiker in mehr oder weniger losem Zusammenhang mit der älteren Henoch-Literatur gebildet hat. Der Text, um den sich das Werk kristallisiert, war schon bekannt und ist in zwei Abteilungen von Jellinek gedruckt worden. Dieser Text ließ manches zu wünschen übrig, und eine kritische Neubearbeitung desselben auf Grund des erreichbaren Materials in älteren Werken und Handschriften war in der Tat im Interesse der Erforschung der religionsgeschichtlichen Zusammenhänge der älteren vorkabbalistischen jüdischen Mystik sehr zu begrüßen. Es ist sehr zu bedauern, daß Odeberg, so anspruchsvoll seine Arbeit auch auftritt und so großer Fleiß auch unbestreitbar an sie gewandt worden ist, diese Aufgabe entschieden nicht gelöst hat. Er fand in einer Oxforder Handschrift, Oppenheim 556, der Bodleiana einen vollständigen Text, der alle die verschiedenen Henoch-Stücke in einen Text zusammenfaßte, und hat eben diesen zur Grundlage seiner Arbeit gemacht. Seiner Meinung nach bietet diese Handschrift den besten Text. Nach sorgfältiger Prüfung kann ich mich O.s Handschriftenstammbaum durchaus nicht anschließen und muß sein Urteil über den Wert dieser Handschrift A, besonders im Vergleich zu dem kritischen Wert des in den von Jellinek benutzten Quellen D und E zugrundeliegenden Textes, als ganz irrig bezeichnen. An Stellen, wo die genaue Textfassung von besonderer Wichtigkeit ist, versagt A in z. Tl. ganz phantastischer Weise und nur die Varianten aus den schon bekannten Texten geben die richtige Lesart. Unverständlich ist, daß O. bei einer auf endgültige wissenschaftliche Resultate gerichteten Untersuchung völlig auf die Durchforschung der hier in Betracht kommenden hebräischen Handschriften außerhalb Englands verzichtet hat. Was nicht in der Bodleiana oder dem Britischen Museum vorhanden ist, ist ihm unbekannt, während es doch keinerlei Schwierigkeiten haben konnte, sich Photographien der wichtigsten Handschriften zu verschaffen. Eine Erklärung für diese Unterlassung habe ich in O.s Buch nicht gefunden, und nach seinem Literaturverzeichnis muß man in der Tat annehmen, daß ihm die meisten hebräischen Handschriftenkataloge überhaupt unbekannt geblieben sind. Er hat daher z. B. den hebräischen Kodex 180 der Casanatensis in Rom, wo f. 43 seq. sich das hier bearbeitete Werk befindet, oder die wichtigen Münchener hebräischen Handschriften 22 und 40 nicht benutzt. Unbekannt geblieben ist ihm begreiflicherweise auch der Jerusalem 1922 in dem wichtigen Sammelwerk vorkabbalistischer Mystik מרכבה שלמה gedruckte Henoch-Text. Das so entschiedene Sichvergreifen O.s in der Wertung der Textzeugen läßt sich nur durch einen mehrfach entschieden hervortretenden Mangel an hebräischem Sprachgefühl erklären, der ihn dazu gebracht hat, sprachlich völlig unmögliche Wendungen aufzunehmen und zu übersetzen, ohne in dem sonst so ausführlichen Kommentar auf das gerade sprachlich und grammatisch Bedenkliche des Textes auch nur hinzuweisen. Am bösesten hat sich das z. B. bei Kapitel 43 geltend gemacht, wo O. aus einer völlig unmöglichen hebräischen Phrase, ohne sich um deren philologische Anstößigkeit Sorge zu machen, sehr folgenreiche Schlüsse zieht (auch in Ka-

---

1) Die Zahl wird immer schwanken, da es oft nicht mit Sicherheit zu entscheiden ist, ob eine schwache Bildung als ע״ע oder als ע״י zu erklären ist. Ein Minus von 60—100 Formen ist allerdings nur denkbar, wenn wirklich eine erhebliche Anzahl von Verben übersehen ist; z. T. fehlen sogar ganz häufige Worte wie חנן, עזז, רעע i. d. B. „schlecht sein“ u. a.

pitel 16 der Einleitung breit dargelegt), die leider durch die richtige Lesart völlig gegenstandslos gemacht werden. Die ziemlich verwickelte Überlieferungsgeschichte dieser Texte und das durch sie gestellte Problem ist O. scheinbar gar nicht aufgegangen: Fast alle hierhergehörigen Hss. gehören nämlich in den Umkreis der mystischen Bewegung des sogenannten deutschen Chassidismus (12. und 13. Jahrhundert), und es bedürfte besonderer Untersuchung, die auch an Hand des vorhandenen Materials durchaus durchführbar ist, wie weit sich der Einfluß dieser späten Mystiker auf die Bearbeitung der von ihnen gesammelten und in ihren Texten überreichlich benutzten älteren Schriften oder Traditionen erstreckt hat. In Oxford und London jedenfalls liegen keine Hss., die älter als 1300 sind und keine einzige, die nicht aus dem Kreise der deutschen Chassidim stammt, direkt oder indirekt. Wie O., der doch die Hss. selbst gesehen hat, auch seinerseits das alte Märchen weitergeben kann, die Oxforder Hs. Michael 9 sei 1042 geschrieben, ist mir unbegreiflich. Die betreffende Hs. stammt aus dem 14. Jahrhundert und die dort mit anderer Tinte zugefügte angebliche Schreibernotiz aus dem Jahre 1042 ist eine ganz späte freche Fälschung. Wie die Hechaloth-Texte, zu denen das vorliegende, sogenannte dritte Henoch-Buch ja auch gehört, im Orient selbst ausgesehen haben, ist gänzlich ungeklärt. Dies freilich ist nicht O.s Meinung, der in der ausführlichen Einleitung und in seinem Kommentar glaubt den Beweis erbringen zu können, daß der von ihm bearbeitete Text nicht später als in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts redigiert oder verfaßt worden ist. Den Beweis sucht er durch Untersuchung des Verhältnisses der Henoch-Metatron-Tradition dieses Buches zu den beiden älteren Henoch-Büchern, zur talmudischen und midraschischen Literatur sowie zum gnostischen und mandäischen Schrifttum zu erbringen. Dieser Beweis ist in keiner Weise als erbracht anzusehen, so interessant und beachtenswert O.s Aufstellungen in manchen Punkten sind. Entscheidend ist hier vor allem die motiv-geschichtliche Frage nach dem Verhältnis des talmudischen Materials über Henoch-Metatron zu dem des sogenannten dritten Henoch. O. versucht zu beweisen, daß die talmudische Tradition schon ein späteres Stadium der Entwicklung darstellt. Dieser Beweis ist gar nicht überzeugend, vielmehr kann es philologisch gar nicht zweifelhaft sein, daß der Redaktor dieser Sammlung den Talmud vor sich gehabt hat. Die betreffenden Ausführungen O.s stellen an die Geduld sachkundiger Leser oft harte Zumutungen, und auch hier geht es so, daß, da der Autor zu viel beweisen will, er gar nichts beweist. Störend wirkt auch hier, wie in dem ganzen Buch, die mitunter geradezu peinliche Häufung von Belegstellen, die nichts besagen, wie denn überhaupt das ganze Buch von einer Freude am Zitieren zeugt, die leider zu wenig von Besonnenheit kontrolliert ist. Ich habe einen großen Teil dieser Zitate nachkontrolliert und muß sagen, daß weniger mehr gewesen wäre. Sehr viele der Zitate haben keinerlei Zusammenhang mit dem, was sie beweisen sollen. Andere wieder tragen nichts zur Aufhellung des Gegenstandes bei, und die Bedenkenlosigkeit, mit der im Kommentar kabbalistische Bücher aus der Mitte des 17. Jahrhunderts zur Erläuterung eines angeblich aus dem 3. Jahrhundert stammenden Buches herangezogen werden, erinnert ein wenig an die von der Wissenschaft unter Schmerzen überwundene Interpretation des Neuen Testaments aus spätkabbalistischen Schriften, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert gang und gäbe war. Geradezu grotesk wird dieser ganze Zitatenprunk (für den ich keine weiteren Beispiele bringen möchte), wenn eine aus dem Sprachgebrauch der Mischna stammende Wendung nicht etwa dorther, sondern aus dem Buch Sohar belegt wird! Sehr unangenehm ist es für den Benutzer, daß O. seine zahlreichen Verweise auf handschriftliche Quellen nicht durch Zitate in extenso stützt, so daß eine Nachprüfung für den gewöhnlichen Leser nicht möglich ist. Am Anfang von Kapitel III wird z. B. ein solcher Verweis auf die Hs. der „kleiner Hechaloth" zur Stützung einer ganz sinnloser Lesart der Hs. A gebracht. Ich habe eine Photographie des betreffenden Textes vor mir und finde dort etwas ganz anderes als das, was O. damit zu beweisen meinte.

Auch wenn man die Behauptungen O.s über das Alter des vorliegenden Textes nicht unterschreibt, ist er doch m. E. darin im Recht daß er gegen die lange üblich gewesene späte Datierung der fälschlich gaonäisch genannten Erscheinungsform der jüdischen Mystik Widerspruch erhebt. Von Wichtigkeit ist der ihm geglückte Nachweis, daß die Benennung Metatrons als „kleiner JHWH" in der gnostischen Pistis Sophia nachweisbar ist. Wertvoll sind auch die Auseinandersetzungen O.s über den Ursprung und die verschiedenen Theorien zur Erklärung der Metatron-Vorstellung sowie über die Angelologie. Diese Dinge bleiben wertvoll auch jenseits der speziellen Anschauungen O.s über die Chronologie der von ihm behandelten Literatur. Für eine erneute Untersuchung dieser ganzen Fragen wäre vor allem eine kri-

tische Bearbeitung der noch ungedruckten Hechaloth-Rezensionen wünschenswert, auch die noch ungedruckten mit der Metatron- und Hechaloth-Mystik in engem Zusammenhang stehenden Zaubertexte sind geeignet, Aufklärungen über die älteren Entwicklungen der jüdischen Mystik zu bringen. Daß O. den Versuch gemacht hat, das ganze Problem in umfassender Weise wieder zur Diskussion zu stellen, wird ihm von der Forschung zum Verdienst angerechnet werden, so ernst auch die Bedenken sind, die gegen seine Art der Behandlung des Gegenstandes vorgebracht werden können.

Ephräm, der Syrer: **Hymnen gegen die Irrlehren.** Aus dem Syrischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von A. Rücker. München: Kösel & Pustet 1928. (XXXII, 190 S.) 8°. = Bibliothek der Kirchenväter, Bd. 61. Bespr. von O. G. von Wesendonk, Dresden.

Eine Auswahl der Schriften des syrischen Kirchenvaters Efrem, Diakons zu Nisibis und dann zu Edessa, erscheint in der ausgezeichneten Bibliothek der Kirchenväter, die eine Reihe patristischer Werke in gediegener deutscher Übersetzung bringt. Dem 1919 veröffentlichten ersten Bande der Auslese aus dem umfangreichen Schrifttum Efrems hatte O. Bardenhewer die sorgfältig revidierte Übersetzung P. Zingerles zugrunde gelegt[1]. Brachte der erste Band neben einer ausgezeichnet orientierenden Einleitung Reden, Lieder und Hymnen verschiedenen Inhalts, so enthält der von Adolf Rücker besorgte zweite Band die bedeutsamen Hymnen gegen die Irrlehren.

Der 373 gestorbene Efrem ist nämlich eine der wichtigsten Quellen für die der christlichen Kirche gefährlichen geistigen Bewegungen, von denen Efrems Dasein stark berührt wurde. Gerade Edessa stand im Mittelpunkt religiöser und geistiger Strömungen, so daß Efrem seine Kenntnisse aus erster Hand schöpfen konnte. Die Markioniten haben im 4. Jahrh. im nationalsyrischen Gebiet noch bedeutenden Einfluß besessen[2]. Bardesanes stammte selber aus Edessa, und der manichaeische Glauben bildete eine ernsthafte Bedrohung der christlichen Lehre.

Die Prosawerke, in denen Efrem sich namentlich mit Markion, Bardesanes und Mānī, gelegentlich auch mit den Doktrinen anderer religiöser Führer sowie mit der Astrologie, der Zauberei und dem Heidentum auseinandersetzt, sind von C. W. Mitchell und nach dessen Tode auf Grund seiner Arbeiten von A. A. Bevan und F. C. Burkitt behandelt worden[3]. Neben diesen ausführlicheren Kontroversen mit den verhaßten Gegnern hat Efrem sein polemisches Thema aber auch in der Form lehrhafter, zu bestimmten Melodien zu singender Lieder erörtert. Diese Madrāšē[1] sind auf eine volkstümliche Wirkung berechnet und sollen sich durch die Form und die Melodie dem Gedächtnis leicht einprägen. Sie bieten trotzdem oder vielleicht gerade wegen ihres Strebens nach leichterer Faßlichkeit religionswissenschaftlich wichtige Ausblicke, weil man hier die Punkte kennen lernt, die besonderen Eindruck auf die Massen machten. Außer dem Dreigestirn Markion, Bardesanes und Mānī zielt hier Efrem vielfach auf das 'Chaldäertum' ab, das ihm den Inbegriff des Heidnischen darstellt.

Bei aller Bewahrung einer gewissen Sachlichkeit[2] scheut Efrem in den Madrāšē durchaus nicht vor kräftigen Wendungen zurück. Man wird diese frischere Polemik der Hymnen in eine Lebensperiode des Kirchenvaters setzen dürfen, die vor der der weiter ausgesponnenen und tiefer angelegten Prosaschriften liegt.

Ad. Rücker konnte Zingerles Vorarbeit nicht verwenden, weil dieser sich im wesentlichen auf die wenig glückliche römische Ausgabe gestützt hatte[3]. Deshalb griff Rücker auf die handschriftliche Überlieferung zurück und zog außer den vatikanischen Codices auch die Londoner Handschriften heran. Auf Grund dieses Materials hat Rücker eine nach Möglichkeit wörtlich gehaltene Übersetzung geliefert, die mit den knapp und präzis gefaßten Erläuterungen des Übersetzers ein willkommenes Hilfsmittel für das Studium der wegen der vielen Anspielungen und Andeutungen oft schwer verständlichen Hymnen darstellt. Da eine kritische Textausgabe der Madrāšē in absehbarer Zeit kaum zu erwarten ist, wird man Rückers Arbeit dankbar begrüßen, um so mehr als gerade sie es erlaubt, die römische Ausgabe ungeachtet ihrer Mängel wenigstens einigermaßen zu benützen, soweit das Bedürfnis sich geltend macht, auf den syrischen Text zurückzugehen. Sehr verdienstlich wäre es, wenn eine Neuauflage mit einem Index versehen würde.

Aeščoly-Weintraub, A.-Z.: **Introduction à l'étude des hérésies religieuses parmi les juifs. La Kabbale. Le Hassidisme.** Essai critique. Paris: Paul Geuthner 1928. (LI, 202 S.) 4°. 50 Fr. Bespr. von L. Gulkowitsch, Leipzig.

Die Erforschung des Chassidismus in seiner ursprünglichen Gestalt stellt besondere Aufgaben. Es gibt wenig authentisches Quellenmaterial aus der Werdezeit jener Bewegung und das meiste ist jedoch so stark von späterem legendären Beiwerk überwuchert, daß es schwieriger Untersuchungen bedarf, beides voneinander zu scheiden. Bei jeder Traditionsliteratur muß man versuchen, die einzelnen ideengeschichtlichen Schichten bloßzulegen. Wenn man so an eine Betrachtung des Chas-

---

1) Ausgewählte Schriften des hl. Kirchenvaters Ephräm, aus dem Griech. und Syr. übersetzt, 6 Bde., Innsbruck 1830/38; ²1845/6; Ausgewählte Schriften des hl. Ephräm von Syrien, aus dem Syr. und Griech. übersetzt, 3 Bde., Kempten 1870/6. O. Bardenhewer bearbeitete den ersten Bd. dieser Ausgabe.

2) A. v. Harnack, Marcion², 157f.

3) C. W. Mitchell, S. Ephraim's Prose Refutations of Mani, Marcion and Bardaisan, 1, The discourses addressed to Hypatius, London, 1912; 2. The discourse called 'of Domnus' and six other writings, bearb. und eingel. von A. A. Bevan und F. C. Burkitt, London 1921.

1) Sing. madrāšā s. Baumstark, Gesch. der syrischen Literatur 39.

2) Burkitt CXIV bei C. W. Mitchell, S. Ephraim's Prose Refutations 2.

3) Sancti Patris nostri Ephraem Syri opera omnia, syr. Text und lat. Übers. Rom, 1740, 2, 437ff. ed. Petrus Benedictus.

sidismus herantritt, wird man bald erkennen, daß er nicht die letzte Frucht einer langen Entwicklungszeit darstellt, sondern daß er aus einer zunächst ganz primitiven Sehnsucht nach der Wiedererlangung unmittelbarer Religiosität quillt. Sein Ziel war nicht die Schaffung neuer Inhalte, sondern nur die Wiedergeburt des alten, verschütteten Judentums. Gegenüber dieser großen Leitlinie erscheinen die zeit- und umweltbedingten Momente sekundär. Aber heute ist der Chassidismus im Sinne dieser Aufgabe noch nicht wissenschaftlich geklärt, und daher ist seine Einordnung in die allgemeine Geistesgeschichte noch nicht möglich. Diese ganz eigenartige Bewegung läßt sich aber auch nicht verstehen lediglich als eine von vielen Strömungen des jüdischen Schrifttums. (Ihn so zu verstehen versuchen die verdienstvollen jedoch noch wenig bekannten Arbeiten Horodezkys).

Das hier anzuzeigende Buch von Aešcoly-Weintraub macht verschiedene Ansätze ähnlicher Art, ohne zu einem schlüssigen Ergebnis zu gelangen. Seine überaus ausführliche Einleitung (51 S.) versucht sowohl den Chassidismus in eine Gesamtgeschichte der jüdisch-religiösen Literatur einzuordnen, als auch, namentlich am Schluß, seine Bedeutung für die allgemeine Geistesgeschichte zu konstatieren. Dabei gibt er dem Leser manche interessante Anregungen methodologischer wie literargeschichtlicher Art; doch scheint uns die Behauptung, auf die der Verf. es gerade für den Chassidismus abstellt, nicht einleuchtend zu sein: daß der Chassidismus nur ein Glied in der unabsehbaren Kette eines Wechselspiels von geistiger Aktion und Reaktion sei, das seine Quelle bereits in einem Antagonismus der jüd. Seele besitze. Wenn man eine geistesgeschichtliche Kette aufzeigen will, in welche sich die chassidische Bewegung zwanglos einfügt, so scheint uns jenes Wechselspiel einer periodischen Anziehung und Abstoßung zwischen der reinen Idee und den Notwendigkeiten des tätigen Lebens wesentlicher und aufschlußreicher.

Der Inhalt des Buches selbst (137 S.) bietet eigentlich wenig an neuen und eigenen wissenschaftlichen Ergebnissen. Den erwähnten Antagonismus sucht der Verf. auch in der Behandlung seines Themas selbst durchzuzeichnen, ohne daß damit für die Erkenntnis der Sache m. E. etwas gewonnen wird.

Wenn der Verf. in 5 einzelnen Anhängen (50 S.) Ergänzungen zu seinem Thema beibringt, so leidet das ganze darunter, daß diese einzelnen Erkenntnisse in das Buch nicht organisch verarbeitet sind. Er hätte z. B. erkennen müssen, daß die Terminologie des Chassidismus (Anhang 1) zu einem großen Teil gar nicht für den Chassidismus allein spezifisch ist, sondern sich in der älteren Literatur bereits vorfindet, so daß nur seine Aufgabe gewesen wäre, dem Bedeutungswandel nachzugehen und daraus seine Schlüsse für den Ideenwandel zu ziehen. Ähnlich hätte die Kritik der Quellen (Anhang 3) und die Darlegung der äußeren Beziehungen (Anhang 4) vorteilhafter der Gesamtbeurteilung vorangehen sollen.

---

1. **Ǧanaḥ,** Jona ibn: **Sefer hariqma** (Kitâb al-luma'), hebraice vertit Jehuda ibn Tibbon. Ad quattuor versionis codicum fidem collato ipso auctoris libro edidit, praefatione notis indicibus auxit Michael Wilensky. Fasc. I. Berlin: Akademie-Verlag 1928. (208 S.) 4°. = Scripta Academiae literarum judaicarum: Corpus grammaticorum et exegetarum Judaeorum. RM 17.50.

2. אגדות התנאים. ספר ב׳ תוספתא מאת מיכאל היגער. נויארק הוצאת „בלוך". תרפ״ט.

Higger, Michael: **Aggadot Tannaim.** A collection of all the aggadic material in the Tosefta arranged and edited with a complete Index of subject matter. New York: Bloch Publishing Co. 1928. (168 S.) 8°. $ 2—. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

1. Nach der mangelhaften ersten, von Goldberg und Kirchheim Frankfurt a./M. 1858 besorgten Ausgabe verdient der große spanische Grammatiker und Bibelerklärer eine neue Bearbeitung seiner grundlegenden, von dem fleissigen Tibboniden ins Hebräische übertragenen Arbeit. Wilensky bietet sie als ersten Band einer von der Akademie für die Wissenschaft des Judentums geplanten Sammlung ähnlicher Werke in ihrer ersten Hälfte der Öffentlichkeit dar. Das schöne, in Quart-Format gedruckte Buch in die Hand zu nehmen, bereitet schon an sich reine Freude. Und diese Freude wird nicht gemindert, wenn man sich in den Inhalt vertieft. Für die Gestaltung des Textes sind abgesehen von dem arabischen Originaltext und der oben erwähnten Erstausgabe vier Handschriften benutzt, von denen eine in Oxford, zwei in Paris und eine im Escurial liegen. Je ein Blatt jeder Handschrift ist in photolithographischer Reproduktion dem Buche beigegeben. Zahlreiche Varianten unter dem Text legen Zeugnis ab von der peinlichen Akribie, mit der der Herausgeber sein Material benutzt. Sie geht soweit, daß im Druckfehlerverzeichnis sogar ein versetztes Komma richtiggestellt wird. Neben den Varianten stehen die Angaben über den Fundort der vielen meist biblischen Beispiele im Text. Den unteren Teil der Seite nehmen die erklärenden Anmerkungen des Herausgebers ein, die, mit großer Sachkenntnis geschrieben, auch dem mit derartiger

Literatur weniger vertrauten Leser das Verständnis jeder schwierigeren Stelle eröffnen, was sie freilich einem noch weit größeren Leserkreise leisten würden, wenn nicht das hebräische Sprachgewand ihnen gewissermaßen esoterischen Charakter verliehe. Dabei liegt es heute sehr im Interesse der Wissenschaft vom Alten Testament, daß gerade die hervorragende Sprachkenntnis der alten Meister so zugänglich wie nur immer möglich gemacht wird. Der erschienene erste Teil reicht bis zum Kapitel 16/15: Rektion des Verbums. Hoffentlich wird die zweite Hälfte mit der Einleitung nicht lange auf sich warten lassen. Störend wirkt die Verwendung des *ṣôph paṣûq* im Sinne des deutschen Doppelpunktes. Auf dem Titel stände in dem Namen zweimal besser ben statt ibn.

2. Higger hat sich der nicht geringen Mühe unterzogen, alle haggadischen Stellen der Tosephta im Urtext zusammenzustellen. Die Arbeit läßt sich erst voll würdigen, wenn man aus dem — warum hebräisch geschriebenen? — Vorwort erfährt, daß es in seiner Absicht liegt, die gegenüber den halachischen Studien etwas im Hintertreffen befindlichen haggadischen besonders der älteren tannaitischen Haggada durch deren Herausstellung aus Mischna, Tosephta, Mechilta, Sifra, Sifre und anderen tannaitischen Werken großzügig zu fördern. Bei diesem Bemühen ist der vorliegende, die Tosephta behandelnde zweite Teil zuerst erschienen. Higger hat recht mit der Behauptung, daß es notwendig sei, die Poesie der Haggada aus der Überwucherung durch den Pilpul wieder zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Das kann freilich durch Herausgabe von Texten allein nicht erreicht werden. Bedenklich erscheint mir nach meiner Erfahrung die Bindung an den Zuckermandelschen Text, der oft sehr wenig befriedigend ist. Bedenken muß man auch haben gegen die Abänderung der Bibelstellen in den Wortlaut des masoretischen Textes. Sehr dankenswert gerade auf diesem Gebiet ist der schöne Sachindex.

Arabistik.

Handbuch der altarabischen Altertumskunde[1]. In Verb. m. Fr. Hommel u. Nik. Rhodokanakis hrsg. v. Ditlef Nielsen. M. Beitr. v. A. Grohmann u. E. Littmann. Bd. I: Die altarabische Kultur. Mit 76 Abb. Paris: P. Geuthner; Kopenhagen: Nyt Nordisk Forlag; Leipzig: O. Harrassowitz 1927. (VIII, 272 S.) 4°. RM 33.50. Bespr. v. H. Grimme, Münster.

1) Das späte Erscheinen der Besprechung hängt mit dem Tode Dr. Fr. Trummeters, der sie zu liefern unternommen hatte, zusammen.

Die Sabäistik ist seit langem das Sorgenkind der orientalischen Altertumskunde. Nach glänzenden Anfängen im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts kam über sie eine verhängnisvolle Stagnation. Von den Tausenden von Inschriften, die der gefahrenreichen jemenischen Zone glücklich abgerungen waren, wurden immer weniger veröffentlicht, da ihre Besitzer es für gut fanden, sie ängstlich unter Verschluß zu halten. Dazu kam, daß die Häupter der deutschen Sabäistik in starken persönlichen Gegensatz zueinander gerieten, was auf ihre Publikationen unangenehm abfärbte und andere nicht gerade zur Mitarbeit anlockte. Allerdings ist nach dem Tode Ed. Glasers und D. H. Müllers eine Entspannung der Gegensätze eingetreten; auch hat sich die Wiener Akademie, die Hüterin der meisten südarabischen Inschriften, wenn auch nicht zur Veröffentlichung der blanken Texte — einer verhältnismäßig leichten Arbeit — so doch zu gelegentlicher Mitteilung einiger ihrer Schätze an auswärtige Gelehrte entschlossen. Aber von der einstigen Begeisterung ist nicht viel mehr zu spüren, und der Nachwuchs unter den Sabäisten ist äußerst gering. So ist es sehr zu begrüßen, daß die deutsche Sabäistik jetzt mit einem Unternehmen hervortritt, das dazu dienen soll, weitere Kreise auf die Ergebnisse der bisherigen Erforschung des südarabischen Altertums aufmerksam zu machen und zur Mitarbeit anzuregen. Diese Hoffnungen knüpfen sich an die Herausgabe eines Handbuches der altarabischen Altertumskunde. Der Plan dazu stammt von dem dänischen Schüler Glasers und Hommels, Dr. Ditlef Nielsen; da er es verstanden hat, für die Finanzierung des Werkes dänische Gelder flüssig zu machen und die besten verfügbaren deutschen Kräfte zur Mitarbeit zu bestimmen, so kann man damit rechnen, in absehbarer Zeit das auf 3 Bände veranschlagte Werk vor sich zu haben.

Die in dem vorliegenden 1. Bande zu Worte kommenden Gelehrten kann man als ausgesprochene Sabäisten bezeichnen; das sichert der Archäologie und Epigraphik Südarabiens den Hauptplatz in der Darstellung. Aber es soll auch Nordarabien in gebührender Weise berücksichtigt werden, um ein vollabgerundetes Bild einer altarabischen Altertumskunde zu erzielen. Wird dabei nun — so muß man fragen — etwas herauskommen, was in allen seinen Einzelheiten den Stempel des Tatsächlichen und Gesicherten trägt? Schon viele Ergebnisse der südarabischen Forschung geben, selbst wenn sie auf gutlesbare Inschriften zurückgehen, zu starken Bedenken Anlaß; die nord-

arabische Epigraphik aber, die ein jungfräuliches Gebiet darstellt, das nur sehr wenige Gelehrte bisher betreten haben, kann von wirklich gesicherten Resultaten nur ein ganz bescheidenes Maß aufweisen. Da aber ein Handbuch nicht der Ort für subjektive Auseinandersetzungen seien kann, so möchte ich die in ihm beabsichtigte Verbindung des Nordarabischen mit dem Südarabischen für ein etwas gewagtes Unternehmen halten, bei welchem größte Vorsicht in der Abwägung von Hypothesen und Tatsachen nötig ist. Schon in dem vorliegenden 1. Bande, wo verhältnismäßig wenig Nordarabisches behandelt wird, fehlt diesem wenigen öfters die gesicherte Unterlage; würde sich später bei der Erklärung der liḥjanischen, thamudischen und ṣafatenischen Inschriften ein ähnlicher Prozentsatz von Fehlerhaftem oder mangelhaft Begründetem vorfinden, dann wäre zu befürchten, daß das Handbuch, statt einen gesunden Fortschritt zu fördern, der ruhigen Weiterforschung den Weg versperren würde.

Es wäre zu wünschen, daß das Vorwort über Ziele und Arbeitsweise des Unternehmens nähere Angaben gemacht hätte; statt dessen wird nur gesagt, daß der vorliegenden 1. Band eine allgemeine Orientierung über die altarabische Kultur gebe, die zwei folgenden aber die wichtigsten altarabischen Inschriften mit Übersetzung und kurzem Kommentar und schließlich Wörterverzeichnisse und Grammatiken bringen sollen. Für die allgemeine Orientierung ist die Form einer Folge von lose aneinandergereihten Einzelbehandlungen gewählt, welche, weil aus verschiedenen Federn stammend und in Ton und Aufbau vielfach voneinander abweichend, am besten einzeln der Reihe nach zu besprechen sind.

In der 1. Abhandlung gibt Ditlef Nielsen eine 'Geschichte der Wissenschaft' und 'Übersicht des Materials'. Eingehend wird von der Erschließung Südarabiens für die moderne Wissenschaft und der im Gefolge derselben einsetzenden Beschaffung der südarabischen Inschriften geredet, die ihren Höhepunkt in den Leistungen L. Halévys und Ed. Glasers fand. Die vielfach seltsamen Schicksale, die die von ihnen auf mühsame Weise errungenen Inschriftenschätze nach ihrer Einbringung erlebten, werden nicht berührt. Weiter vermißt man wichtige Einzelheiten der nach der Periode der Schriftentzifferung einsetzenden Entwicklung der Sabäistik, z. B. in welcher Weise ein D. H. Müller und Ed. Glaser dafür bahnbrechend wurden, wie der Arbeitsplan des IV. Teiles des Pariser Corpus Inscriptionum Semiticarum beschaffen ist, was die letzten 15 Jahre an neuen Bestrebungen gebracht haben. Es befriedigt nicht ganz, daß hinsichtlich des letzteren gesagt wird, die Arbeiten der Herausgeber des Handbuches seit dem Jahre 1914 seien deshalb nicht erwähnt worden, weil jeder von ihnen in den späteren Kapiteln selbst zu Worte käme. An die südarabische Epigraphik wird die abessinische angeschlossen unter der Voraussetzung, daß Abessinien nicht nur seine Schrift, sondern auch seine semitische Bevölkerung Südarabien verdanke und die abessinische Kultur eine Abzweigung der altarabischen darstelle. Ich möchte wünschen, daß das 'Handbuch' vermieden hätte die Frage des Verhältnisses der Semiten Afrikas zu denen Arabiens aufzurollen; denn sie gehört zu den strittigsten und am wenigsten erforschten der Geschichte der Semiten — allerdings auch zu den prinzipiell wichtigsten.

Es folgt eine Übersicht über die in Nordarabien gefundenen Inschriften, d. h. die minäischen von el-Öla, die liḥjanischen, thamudischen und ṣafatenischen. Was von den letzten drei Inschriftengattungen gesagt wird, hält sich leider sehr an der Oberfläche und zeigt, daß Nielsen für sie kein Fachmann ist. Vieles, was hier in Anmerkung gegeben ist, hätte in den Text gehört (z. B. die große Bereicherung des Inschriftenmateriales durch Jaussen-Savignacs 'Mission Archéologique'). Unbegründeterweise wird das Urteil von der Bedeutungslosigkeit der nordarabischen Inschriften geprägt, bei den thamudischen und ṣafatenischen Texten mit dem Hinweis darauf, daß sie alle 'Memorialinschriften' seien, 'mit welchen wandernde Hirten oder vorüberziehende Karawanen in müßigen Stunden ihre Namen der Nachwelt überlieferten, häufig unter Anrufung irgend einer Gottheit'. Wie reimt sich aber zu solchem 'Memorialcharakter', daß ein großer Teil der thamudischen Inschriften anonym gehalten ist? Oder daß die ṣafatenischen Inschriften in einer von jedem Verkehr abseits liegenden Ḥarra sich finden, durch welche Nielsen irrtümlicherweise eine vom arabischen Neǧd nach Syrien und weiter nach dem Mittelmeere führende Handelsstraße hindurchgehen läßt. Eine sorgfältigere Prüfung des 'liḥjanischen' Inschriftenmaterials hätte zeigen können, daß es auch für sich zu behandelnde 'dedanische' Texte enthält (z. B. Jaussen-Savignacs Nr. 138, 349), und eine solche der in Kowait und Südbabylonien gefundenen 'minäischen' Inschriften hätte ergeben, daß sie nur in der Schrift zu denen der Minäer von el-Öla stimmen, nicht aber in den Eigennamen und wohl auch nicht in der Sprachform. Die Sinai-Inschriften erfahren zu Schluß des Kapitels nur kurze Erwähnung; wenn es vielleicht politisch klug war, die Frage ihrer Stellung zur semitischen Schrift noch unentschieden zu lassen, so war es jedenfalls voreilig, die Alphabete der nordarabischen Inschriften apodiktisch für Abzweigungen von den südarabischen zu erklären. Mit ein 'paar Worten' wird zu Schlusse noch die Einheitlichkeit und die Bedeutung des vorher skizzierten Inschriftenmaterials erörtert. So lange aber weite Strecken der altarabischen Epigraphik noch der Aufarbeitung harren, kann über ihre Bedeutung nur sehr oberflächlich gehandelt werden, und ob ich auch mit Nielsen in der Annahme von der Einheitlichkeit der altarabischen Kultur und ihrer großen Bedeutung für die allgemein-semitische Kultur übereinstimme, so hätte ich doch gewünscht, daß in dem 'Handbuch' davon nur erst als von einer Arbeitshypothese geredet wäre.

Die 2. Abhandlung gibt einen Überblick über die politische Geschichte Südarabiens. Daß Fr. Hommel sie geschrieben hat, bürgt für eingehendste Verwertung der inschriftlichen Zeugnisse, wobei auch unedierte Inschriften des Berliner Museums, leider aber nicht solche der Wiener Akademie herangezogen werden konnten. Hommel stellt die Minäerfrage an die Spitze seiner Darstellung, und ob auch die Gleichsetzung von Magan mit Ur-Ma'an mangels genügend alter Zeugnisse aus Arabien noch in der Luft hängt,

so wird m. E. ein voller Beweis dafür geführt, daß alle minäischen Inschriften, in denen von einem Staat Ma'an die Rede ist, der Zeit zwischen 1300 und 600 v. Chr. angehören, daß die ältesten sabäischen Inschriften aber in die Spätzeit des minäischen Staates fallen. Mit Hilfe der in Assur gefundenen Sanherib-Inschrift, in welcher ein Sabäer-König Karibilu vorkommt, und der Sargon-Notiz über den Tribut des Sabäers Itiamara, welche Herrscher Hommel mit dem Mukarrib Kariba'il Bajjin und seinem Vorgänger Jiṯa"amar einwandfrei gleichsetzt, wird ein Fixpunkt für die Geschichte Sabas gewonnen, von welchem aus ihre genaue chronologische Periodisierung sich ohne Schwierigkeit ergibt. Ich glaube, daß nunmehr Glasers Minäertheorie nach langem Streite über ihre Berechtigung endgültig zum Siege geführt ist. Die Schwierigkeit, die minäischen und sabäischen Könige richtig aneinander zu reihen und zu gruppieren, hat Hommel mit vielem Scharfsinn zu beheben gesucht und sehr beachtenswerte Lösungen der Hauptprobleme gefunden. Bei der Gruppierung der katabanischen Herrscher, deren Namen uns besonders Grohmann und Rhodokanakis aus unedierten Wiener Texten erschlossen haben, ist allerdings noch manches unentschieden geblieben. Ganz im Dunkel liegt vor der Hand noch die Geschichte von Ḥaḍramot.

Diese politische Geschichte Südarabiens, die es besonders mit Namen und Zahlen zu tun hat, wird gut ergänzt durch die 3. Abhandlung, in welcher N. Rhodokanakis die Grundlinien des öffentlichen Lebens in den südarabischen Staaten darlegt und damit seine vielen Einzelforschungen über Staat, Gesellschaft, Verfassung und Verwaltung in ein übersichtliches Ganze zusammenfaßt. Mag in diesem Bilde auch Einzelnes noch unsicher sein — da vielen Termini der südarabischen Rechtssprache auf etymologischem Wege nicht beizukommen ist — so wirkt es im ganzen doch sehr überzeugend und zeigt, wie der Staatsgedanke, trotz des Weiterlebens mancher dem Nomadentum entstammender Formen, z. B. des Stammes und der Sippe, sich besonders in Saba und Kataban zu einem System ausgestaltet hatte, in welchem Kirche, Königtum und Volk nebeneinander zu ihrem Rechte kamen. Als die eigentlich treibenden Kräfte in der Geschichte aller südarabischen Staaten nimmt Rhodokanakis einerseits Handel und Verkehr, und zwar vor allem den Weihrauchhandel und den Durchgangsverkehr von Indien zum Mittelmeere, und andererseits die Bodenbewirtschaftung, verkennt dabei aber nicht, daß auch führende Persönlichkeiten nötig waren, um diesen Kräften Schwung und Ziel zu geben.

Eine weniger ergiebige Aufgabe war A. Grohmann mit der Darstellung der Archäologie Südarabiens zugefallen. Da bisher auf südarabischem Boden noch keine einzige Grabung vorgenommen werden konnte, so steht es um unsere Kenntnis der Bauten Jemens noch sehr übel. Immerhin läßt sich an der Hand von Skizzen in Glasers Tagebüchern unter Vergleichung einiger von der deutschen Aksum-Expedition erschlossenen altabessinischen Bauten der Gesamtcharakter der südarabischen Baukunst feststellen, wobei man den Eindruck bekommt, daß sie einen hohen Grad von Eigenart, Größe und technischer Ausführung zumal in Saba erreicht hatte. Grohmann bespricht zunächst die Tempel mit elliptischem Grundriß, die etwas spezifisch Südarabisches zu sein scheinen, weiter die ganz anders geartete, aber trotzdem wohl bodenständige Form des Tempels mit rechteckigem Grundriß. Die Frage, wie weit fremde Einflüsse auf die südarabische Tempelbaukunst eingewirkt hätten, wird bei der Entwicklung von Pfeiler und Säule berührt; hier läßt sich deutlich ein Einschlag griechischen Kunststils wahrnehmen. Nach Besprechung anderer Großbauten wie Burgen und Bewässerungsanlagen sowie auch der Gräber wird versucht, ein Bild von der südarab. Plastik zu entwerfen. Während die Darstellung des Menschen wohl stets eine schwache Seite der südarabischen Kunst gewesen ist, hat diese auf dem Gebiete des Pflanzen- und Tierornamentes manches Eigenartige geschaffen, dem vielfach symbolische Werte untergelegt waren. Grohmann hätte gut getan, auch den künstlerischen Werten, die in der südarabischen Epigraphik stecken, nachzugehen, vor allem zu zeigen, welche Gesetze für die Formung des Alphabetes maßgebend gewesen sind. Sonst dürfte in der sorgfältig gearbeiteten Studie, die von zahlreichen gutausgewählten Illustrationen begleitet ist, nichts irgendwie Bemerkenswertes unberührt geblieben sein.

Den breitesten Raum unter den Abhandlungen nimmt die letzte ein, in welcher Nielsen von der altarabischen Religion handelt, ohne aber ein Gesamtbild derselben geben zu wollen. Im wesentlichen ist es ihm darum zu tun, seine schon mehrfach ausgesprochenen Gedanken über ein gemeinsemitisches Göttersystem zu wiederholen, nachdem er einen Überblick über die Überlieferung und zwar die wenig brauchbare literarische und die reichhaltigere epigraphische gegeben hat. Mit Recht betont N., daß hinter der großen Zahl der überlieferten semitischen Götternamen nur verhältnismäßig wenige Göttergestalten ständen. Er geht soweit, die Zahl der alt- oder gemeinsemitischen Gottheiten auf drei, nämlich die Triade Sonne, Mond und Venusstern, zu beschränken. In ihr soll die Sonne die Rolle der Mutter, der Mond die des Vaters, der Venusstern die eines männlichen Kindes gespielt haben. Bei den Südsemiten hätte sich diese alte Anschauung am besten gehalten; in der nordsemitischen Zone sei eine Verschiebung des Geschlechtes von Sonne und Mond eingetreten, oder vielmehr beide hätten nicht ihr Geschlecht, sondern ihr Gestirn gewechselt.

'Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!' Daß in den südarabischen Reichstempeln Triaden von Staatsgöttern verehrt worden sind, ist wohl kaum zu bezweifeln; deshalb liegt aber noch kein Grund vor, stets an eine und dieselbe Triade zu denken und diese als eine Götterfamilie zu nehmen, wie ja auch der südarabische 'Stamm' — was Rhodokanakis auf S. 119 mit Recht betont hat — ohne weiteres nicht als ein Blutsverband zu gelten hat. Die südarabische Göttertriade für altsemitisch zu erklären, hat besonders das gegen sich, daß sie in Nordarabien überhaupt nicht nachzuweisen ist. In thamudischen Inschriften, die in sehr vielen Fällen Götteranrufungen enthalten, wird anscheinend nie mehr als eine einzige Gottheit in einem Texte genannt, und in den ṣafatenischen Inschriften, wo unter Umständen Gruppen von Gottheiten vorkommen, ist von Triadenbildung nichts zu finden. Weiter bestreite ich, daß die nordarabische Sonnengottheit als Weib, bzw. Mutter gegolten habe. In einem der seltenen Fälle, wo sie unter ihrem alten Namen שמש auftritt, ist ihr das männliche Attribut מתעלי beigefügt (vgl. Inschr. vom Berg Serrā, Z. 7f.). Auch halte ich für unrichtig, aus dem grammatischen Geschlechte der altsemitischen Götternamen auf die Götter als geschlechtlich differenzierte Wesen zu schließen. Wenn bei den alten Semiten keine menschlich geformten Bilder ihrer Götter zu finden sind, so erklärt sich solches daraus, daß sie sich die Götter überhaupt nicht in menschlicher Gestalt vorstellten. Sie verehrten sie in der Gestalt, in welcher sie sie am Himmel er-

schauten; nur indem sie ihnen seelische Kräfte beilegten, machten sie sie den Menschen ähnlich. Wo in der semitischen Welt Götterbilder in Menschengestalt auftreten, ist auf Verschmelzung einheimischer Götter mit fremdartigen Göttergestalten zu schließen. Solches möchte ich schon hier den von Nielsen so gerne vorgetragenen Ideen von der altsemitischen dreiköpfigen Götterfamilie entgegenhalten; den näheren Beweis dafür spare ich mir für eine später zu gebende Darstellung der altarabischen Religion nach den thamudischen Inschriften auf.

An seine Betrachtung der altarabischen Götter knüpft N. kurze Erörterungen über ihr Verhältnis zu den Menschen, wobei besonders Theokratie und Gotteskindschaft besprochen werden, während die besonders in südarabischen Inschriften häufig zu findende Idee des Auftretens der Götter als 'Patrone' (שׁרם) der Menschen keine Erwähnung gefunden hat. Auf den südarabischen sakralen Kultus, der von N. mit Recht nur als ein Bruchteil des Verhältnisses zwischen Göttern und Menschen bezeichnet wird, wird nicht näher eingegangen, vielleicht in Rücksicht darauf, daß manches über ihn bei der Kommentierung religiöser Inschriften zu sagen sein wird. Eine längere Ausführung über 'Altarabische und hebräische Religion' paßt wenig in den Rahmen unseres Handbuches; das über 'Altarabische Religion und Islam' Gesagte, das seinen Gegenstand nur nach der Seite der Lehre von Gott behandelt, wäre besser als Exkurs gegeben.

Wer heute eine Darstellung der altarabischen Kultur gibt, wagt einen Sprung in ein Halbdunkel. Diese Kultur kennen wir wohl in gewissen Kulturformen; was aber an geistigen Werten dahinterstand, entzieht sich größtenteils unserem Wissen. Solches hätte der Herausgeber den Benutzern des Handbuches eindringlich einschärfen sollen. Immerhin müssen wir ihm dafür dankbar sein, daß er den Anstoß dazu gegeben hat, aus dem bisher nur dem Spezialisten bekannten arg zersplitterten Material der arabischen Altertumskunde ein Ganzes zu machen. Den hoffentlich bald folgenden Bänden 2 und 3 sehen wir mit Spannung entgegen; mögen sie außer den wichtigsten der altbekannten, aber von weiteren Kreisen bisher noch wenig beachteten südarabischen Inschriften recht viele unpublizierte Texte der Sammlung Glaser bringen! Möge daneben auch Nordarabien mit vorsichtig kommentierten Inschriften genügend zu Worte kommen!

Lévi-Provençal, E.: Documents inédits d'histoire almohade. Fragments manuscrits du „Legajo" 1919 du fonds Arabe de l'Escurial, publiés et traduits avec une introduction et des notes. Paris: Paul Geuthner 1928. (XII, 276 S. u. 101 S., 4 Taf., 2 Ktn.) 4°. = Textes arabes relatifs à l'histoire de l'Occident musulman. Vol. I. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Wie die zahlreichen Maǧmū'as der Stambuler Bibliotheken noch so manchen ungehobenen und ungeahnten Schatz bergen, so werden auch die von Casiri bei der Abfassung seiner Bibliotheca Arabico-hispana zunächst beiseite gelassenen Blätterbündel des Escurial bei der genauen Untersuchung durch Lévi-Provençal vielleicht noch manchen neuen Beitrag zur arabischen Literaturgeschichte liefern. Ein besonders glücklicher Fund ist ihm schon im Frühling 1924 gelungen. Das „Legajo" 1919 enthält auf 58 Blättern von einer zierlichen, gut lesbaren maghribinischen Hand drei höchst wertvolle Quellen zur ältesten Geschichte der Almohadenbewegung; es kann als sicher gelten, daß sie alle i. J. 714/1314 von dem Ibrāhīm b. Mūsā b. Muḥammad al-Ḥarǧī geschrieben sind, der sich fol. 21 v als Verfasser des dort endenden Auszugs aus einem genealogischen Werk nennt. An der Spitze der Sammlung stehen 6 Sendschreiben des Mahdī und seines Chalifen 'Abdalmu'min an die Gläubigen, die in bombastischer Phraseologie die Grundzüge der Lehre predigen. Das letzte dieser Schreiben, das den Titel Risālet al-fuṣūl führt, hatte G. S. Colin 1926 in einem zu Fes erworbenen Manuskript in vollständigerer Gestalt aufgefunden, danach ist es hier noch einmal am Schluß abgedruckt. Das zweite Stück ist der von dem Schreiber der Handschrift angefertigte Auszug aus seinem genealogischen Werke *k. al-ansāb fi ma'rifat al-aṣḥāb*. Er schreibt zwar dem Mahdi wie seinem Chalifen einen alidischen Stammbaum zu, gibt dann aber sehr wertvolle Übersichten über die Genealogie seiner Umgebung, der Ahl al-Ǧamā'a und aller zum almohadischen Maḫzen gehörigen Berberstämme. Da diese heute noch im Großen Atlas, vermutlich an ihren alten Sitzen hausen, hat der Herausgeber mit Hilfe des mit der Topographie Südmarokkos besonders vertrauten Marineleutnants R. Montagne eine Übersichtskarte über ihre Verteilung entworfen; eine zweite Karte zeigt die wichtigsten Orte Marokkos zur Zeit der Almohaden. Das wertvollste Stück des Bandes ist das dritte, eine Geschichte des Mahdi und seines Chalifen, die zwar leider am Anfang verstümmelt ist, als deren Verf. sich aber mehrfach im Text Abū Bekr b. 'Alī aṣ-Ṣanhāǧī al-Baiḍaq nennt. Dieser erscheint von Anfang an, schon beim Auftreten des Mahdī in Tunis, in dessen nächster Umgebung und gehört nachher zum Gefolge des Chalifen. Ob er ein Bruder des anderen großen Glaubensstreiters 'Umar Aṣnāǧ gewesen, wie L-P. vermutet, weil auch dessen Vater 'Alī hieß, muß bei der Häufigkeit des Namens ganz unsicher bleiben. Der Verf., der als Berber das Arabische nicht sehr gewandt handhabt, ist zum Glück kein großer Schriftsteller. Höchst selten greift er zur Hebung des Interesses nach den abgegriffenen Motiven der

Heiligenbiographie, z. B. wenn er 54, 9 der Mutter des Chalifen den bekannten Traum der Heldenmütter zuschreibt, oder wenn er 74, 14 den Mahdi gleich dem Propheten seine Feinde durch eine Handvoll Sand in die Flucht treiben läßt. Sonst erzählt er ganz schlicht, was er selbst gesehen und erlebt hat. Er rühmt sich 80 pu u. s. naiv der Stallknechtsdienste, die er dem Gottesmann geleistet. Vielfach sinkt seine Erzählung zu einem bloßen Itinerar herab, in dem er z. B. S. 71 die Stationen mit einfachen ثمّ منها نحو aneinander reiht; so zählt er auch S. 122 die von den Almohaden niedergeworfenen Aufstände und S. 128 die von ihnen eroberten Burgen auf und schließt mit einer chronologischen Übersicht der wichtigsten Ereignisse von 515—527 ab. Dabei aber hat er sehr viele interessante Einzelheiten uns aufbewahrt, die bei den späteren Historiographen zum höheren Ruhm der Dynastie verschwiegen werden, wie z. B. das furchtbare Blutbad, mit dem der Chalife i. J. 544 die Anerkennung seiner Herrschaft unter den Berberstämmen erzwang, und dem 32730 Mann zum Opfer gefallen sein sollen. Die Aussprüche seiner Helden führt der Verf. gern in ihrem berberischen Wortlaut an, und so wird sich sein Werk als Quelle für die Vorgeschichte der Berbersprachen gewiß noch einmal sehr nützlich erweisen, wenn es gelingt, diese zahlreichen Zitate sicher zu erklären. Man darf auch hier der Überlieferung gewiß dasselbe Vertrauen entgegenbringen, das der arabische Text verdient. Diesen hat der Herausgeber vorzüglich bearbeitet; nur brauchte er 53, 13 dem Verf. gegen die Hds. nicht das falsche أرأى zuzumuten. Die Übersetzung erweist sich als ein vorzügliches Hilfsmittel zum Verständnis des Textes, namentlich durch die sehr reichhaltigen historischen und geographischen Anmerkungen, die man kaum je vergebens zu Rate ziehen wird. Ein weiteres Hilfsmittel dazu ist das Glossar, das den Wortschatz des Autors für einen künftigen Thesaurus des maghrebinischen Arabisch bereitstellt. Es ist bekanntlich sehr leicht, an lexikalischen Arbeiten Kritik zu üben, und so wird mancher vielleicht an diesem Glossar dies oder jenes anders wünschen. Es war z. B. kaum erforderlich, den schon von Freytag gebuchten Pl. بعولة zu verzeichnen, während das dort wie bei Lane und Dozy fehlende اسودة Löwen 106, 5 übergangen wird. So ist bei بند die doch ganz gewöhnliche Bedeutung „Fahne" belegt, während die mir bisher noch nicht vorgekommene Bedeutung „Bienenschwarm" 54, 13 fehlt. Andere auch bei Dozy bisher noch nicht gebuchte Formen oder Bedeutungen sind: ثقّف deponieren 119_{10}, ثائر Rebell 98 u. حرّف verjagen 121_{10}, زرّة Zapfen 101_{15}, ازعج fortziehen lassen 88_{10}, شيّد abs. befestigen 99_{10}, مَيُز (zu dem im Gl. reichlich belegten ميّز) reguläre Truppen 90_4, نير (Dozy تنبير) erleuchten 99_{10}, هبّط 113_3 herabführen (eine Wasserleitung).

Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich; nur sollte man heute doch arabische Texte nicht mehr ohne Zeilenzählung ausgehen lassen. Der so glücklich begonnenen Quellensammlung zur Geschichte der westlichen Araber wünschen wir schnellen und gedeihlichen Fortgang.

Galarza, Comte de: **Muḥāwarāt fī 'l-ḥikma** *bi-madrasat al-mu'allimīn al-'uljā.* Unterredungen über die Weisheit im Höheren Lehrerseminar. [I.] Schuljahr 1923—1924. Teil 1 (Tages-Abteilung) (86 S.); Teil 2 (Abend-Abteilung) (68 S.). [II.] Schuljahr 1924—1925. Teil 1 (Tages-Abteilung) (69 S.); Teil 2 (Abend-Abteilung) (78 S.). Kairo: *maṭba'at al-i'timād* 1924—25. In Komm. F. A. Brockhaus, Leipzig. Jedes Heft 3 Piaster, durch Komm. 4 Hefte. RM 8 —. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

Die vorliegenden philosophischen Dialoge sind Niederschriften aus freien Kursen, die der Verfasser auf den Wunsch von Zöglingen des Höheren Lehrerseminars in Kairo (The Higher Training College) an dieser Anstalt einrichtete. Der Verfasser hat in II, 1, S. 4—7 einen Abriß seines Lebens in den Anfang der Dialoge verwoben (kürzer in II, 2, S. 4). Auch ein den Heften als loses Blatt beigelegter Prospekt in deutscher, etwas steifer Sprache, der offenbar vom Verfasser ausgeht, macht einige Angaben über ihn. Einige wenige Einzelheiten ergänzen hier den arabischen Text. Ich füge sie in eckigen Klammern ein. Graf [V.] von Galarza [er sei auch als Freiherr von Santa Clara bekannt] entsproß einer begüterten spanischen Familie. Sein Vater war Führer einer der großen spanischen Parteien und Mitglied des Senats. [Die politische Tätigkeit des Vaters soll in Gamazes „Kritischer Geschichte der Regierung von Alfons XIII." vollständig beschrieben sein.] Sein Bruder war [ist ?] spanischer Gesandter. Auch unsern Autor hatte der Vater für die diplomatische Laufbahn bestimmt. Die dazu nötigen juristischen Studien hatte der Sohn in Frankreich und Spanien absolviert. Als er aber der spanischen Gesandtschaft in Österreich zugeteilt werden sollte, lehnte er ab. Seine Interessen gingen in ganz anderer Richtung. Er hatte außer Latein und Altgriechisch sechs Sprachen erlernt und mit solchem Rüstzeug sich dem Studium der Philosophie zugewandt. Dabei scheint ein mystisch-spekulativer Zug von vornherein bei ihm bestimmend gewesen zu sein. Denn er ging, nach Ablehnung der Stellung in Österreich, 1903 nach Ägypten, wo er sich in vollkommener Zurückgezogenheit geistigen Übungen (*riyāḍāt*) hingeben wollte. Diese Übungen, die ihn den größten Teil des Tages in Anspruch nahmen und den Zweck hatten, „den Verstand zu erleuchten und die Seele zu reinigen, um sie geschickt zu machen

für die Weisheit (*ḥikma*) und die Kenntnis der Wahrheit", bezeichnet er ausdrücklich (II, 1, 5) als ähnlich denen der muslimischen Sufis und der indischen Jogis (Joga-System). Im Verfolg davon reiste er um 1904 nach Indien, zu dem alleinigen Zweck, in der Nähe von Lucknow den berühmten, fast hundertjährigen Wāriṯ 'Alī Schāh aufzusuchen. Er sagte zu ihm: „Ich will von dir nur eins: Daß ich du werde." Der Greis erwiderte: „Wir werden ‚dort' an ein und demselben Orte sein." Nach Ägypten zurückgekehrt, setzte der Graf in Ḥelwān seine Übungen fort, die ihn 1909 zu den Anfängen der von ihm gesuchten Erkenntnis führten. Um etwa dieselbe Zeit aber hatte sich seine äußere Lage verändert. Der Vater starb 1908, nachdem er durch verfehlte wirtschaftliche Unternehmungen sein Vermögen eingebüßt hatte. Der Sohn mußte sich nun um so mehr nach einem Beruf umsehen, als seine Mutter nach des Vaters Tode zu ihm nach Ägypten gekommen war. Er wurde Rechtsanwalt beim Gemischten Appellationsgericht in Alexandrien, verdiente aber nicht viel, da die Fremden im Gemischten Gerichtsverfahren sich an die Rechtsanwälte ihrer eignen Nationalität zu halten pflegen, Spanier aber nur wenige in Ägypten leben. Da er ohnehin ganz in seiner Philosophie lebte und von etwa seinem 20. Lebensjahre an den Trieb in sich fühlte, auch andre zu der von ihm erkannten Wahrheit zu führen, so suchte er um einen Lehrauftrag an der Ägyptischen Universität nach, der ihm auch zuteil wurde. Er lehrte dort elf Jahre, indem er [in arabischer Sprache] vortrug, 1913—1914 über die Geschichte der philosophischen Systeme, später über allgemeine Philosophie, arabische Philosophie und über Ethik. Die Vorlesungen, die er über die letzteren drei Gegenstände 1918—1919 und 1919—1920 an der Universität hielt, sind gedruckt (s. Rückseite der Titel der Hefte)[1]. Die Lehrtätigkeit an der Universität befriedigte ihn nicht, einerseits weil er an einen bestimmten Lehrplan gebunden war, andererseits weil der Besuch jedem freistand und bisweilen Hörer kamen, die die Philosophie verabscheuten. Einen andern Boden fand er am Höheren Lehrerseminar, wo er danach angestellt wurde. Hier fand er Zöglinge, die im Denken geübt waren. Das Ziel, das er sich seit vielen Jahren gesteckt, war erreicht. Nach Vollendung dieser Aufgabe wünsche er nichts als zur „vollkommenen Ruhe" (*ar-rāḥa at-tāmma*) einzugehen (S. 7). Die Zöglinge dieses Seminars baten den Grafen ausfreien Stücken um Abhaltung der Kurse, denen sie fleißig beiwohnten, obwohl sie durch viele andere Unterrichtsgegenstände in Anspruch genommen waren und aus dem Besuch der philosophischen Kurse kein Zeugnis zu erwarten hatten.

Die Methode, die der Graf in seinen philosophischen Gesprächen anwandte, ist die des Sokrates, wie sie Plato in seinen Dialogen entwickelte. Der Lehrer stellt Fragen; die Schüler antworten. An die Fragen der Schüler anknüpfend, entwickelt er die Begriffe, zu denen er die Schüler führen will. Unmittelbar nach jeder Stunde machte der Graf eine Niederschrift der Gespräche nach Fragen und Antworten, welche letzteren er in ihrer einfachen Form beließ, nur Wiederholungen fortlassend. Die Niederschrift jeder Stunde verteilte er zu Beginn der folgenden Stunde an die Schüler. Nun sind I, 1 und I, 2 Parallelkurse, die dieselben Gegenstände behandeln. Nur, da die Schüler im Tages- und Abendkurs größtenteils verschieden sind (einzelne nahmen beide Kurse mit) und da deswegen auch die Antworten der Schüler auf die an sie gerichteten Fragen in den beiden Kursen verschieden sind, auch der Lehrer sich in seinen Darlegungen frei bewegt, so ist die Durchführung des Themas in I, 2 von der in I, 1 verschieden. Anders liegt die Sache bei II. Hier sind II, 1 und II, 2 nicht Parallelkurse, sondern sie ergänzen sich, inhaltlich verschieden, zu einem Ganzen. I wiederum ist ein für II vorbereitender Kursus; II wird als der eigentliche „wissenschaftliche" Kursus bezeichnet.

I, 1 hat 19, I, 2 hat 17 Dialoge. Wir folgen für ein knappes Referat I, 1.

Nicht nur in der Form, auch im Inhalt lehnt sich de Galarza an Plato an. Nachdem er den Begriff der Weisheit und damit zusammenhängende Begriffe entwickelt hat, erklärt er es für nützlich, sich für die Fortführung der Erörterung Plato als Mitunterredner beizugesellen, der, im Gegensatz zu den Philosophen des Materialismus, eben die für die Erörterung wichtigen Begriffe des Guten, des Rechts, der Religion, des Metaphysischen, des Wesens der Seele untersucht habe. Nachdem er eine Übersicht über das Leben und die Schriften Platos gegeben hat (S. 15—19), greift er aus dessen früheren Schriften den Gorgias heraus, mit dessen Thesen er sich weiterhin (S. 19—26) auseinandersetzt. In Anlehnung an das Symposium, Phaedrus und Phaedo schreitet er dann fort zur Untersuchung der Liebe, der Seele und ihrer Fortdauer mit allem, was damit zusammenhängt. Dabei gelangt er (S. 71ff.) zur Herausarbeitung der sieben Kategorien (*a'jān*), die im weiteren Aufbau des Systems eine große Rolle spielen (1: Inneres, Einheit, Einfachheit, Sein. 2: Verbindung, Vorstellung, Empfindung usw. 3: Gesamtheit, Vielheit, Bewegung. 4: Ruhe, Raum, Zeit, Selbstsucht, Starrheit. 5: Absteigen, Milde, Vergnügen, Glück usw. 6: Aufsteigen, Rauheit usw. 7: Begrenzung, Nichtsein).

In II werden, immer zurückgreifend auf I, zunächst (in II, 1) auf breitem Raum die Grundbegriffe der Logik und der Erkenntnisgesetze entwickelt, an die sich wie in I die Begriffe des Guten, Schlechten usw. anschließen. Immer wieder werden die neu oder wieder behandelten Begriffe auf die erwähnten Kategorien zurückgeführt. Ein Mehr und ein Weniger, Positives und Negatives werden gegenübergestellt, das Denken ordnet alles harmonisch. Nach vereinzelten, schon in I auftretenden Anfängen werden die einzelnen Begriffe immer bildlich ausgedrückt. Das Erkennen (*intibāh* oder *idrāk*) erschien schon in I (so 38, 43, 44) als leuchtende Kugel, weiterhin treten jetzt vor allem Kreise auf, einfache und zusammengesetzte, auf deren verschiedene Segmente (rechts, links, oben, unten) die verschiedenen Begriffe mit positiven oder negativen Zahlenwerten verteilt und zueinander in Beziehung gesetzt werden (Zeichnungen S. 45—52). Mit diesen bildlichen Darstellungen soll der Schüler in den auch ihm in besonderen Formen (S. 68—69) empfohlenen geistigen Übungen operieren: nicht mehr aussprechen soll er die Namen der Begriffe, sondern auf Grund der Zeichen denken.

Die Grundrichtung der Übungen ist Vertiefung der Ethik. Sie führen, im Gegensatz zu dem *fanā' ẓalāmī*, der „Vernichtung in Dunkelheit", die die Schlechten trifft, zu dem *fanā' naijir*, der „leuchten-

1) Ebenda ist angegeben, daß für den Druck vorbereitet seien je ein Buch über Spinoza, Locke und Plato. [Diese Bücher seien 1921 im Auftrage des Ministeriums geschrieben, aber noch nicht veröffentlicht (1925).] — Wir merken noch an, daß nach Angaben der Titel der Verfasser auch der Université Internationale in Brüssel (einem Zweige des Centre International) als Mitglied angehört.

den Vernichtung", über die man in II, 2, 48 mehr nachlesen kann.

II, 2 ist ein besonderer Aufbau der Ethik in der Methode der andern Teile, doch mit Zurücktreten der Kreistheorien. Den Beschluß macht S. 67—77 eine reiche Nomenklatur der philosophischen Systeme und ihrer Vertreter vom Altertum bis zur Gegenwart, mit Schreibung der Namen in lateinischen Lettern. Neben den zahlreichen Philosophen der andern Völker fehlen nicht Leibniz, Kant, Fichte, Häckel, Paulsen, Ernst Mach (Die Analyse der Empfindung).

Bildnisse des Verfassers sind in allen Heften. In II, 1 und II, 2 finden sich neben je einem Einzelbildnis auch je ein Gruppenbild, den Verfasser zeigend inmitten von 6 Schülern. Diese Zahl (insgesamt 7) ist gewählt, um auf die sieben Kategorien hinzuweisen.

Rutter, Eldon: **The Holy Cities of Arabia.** London and New York: G. P. Putnam's Sons, Ltd. 1928. Vol. I (XV, 303 S.), Vol. II (VII, 288 S.) gr. 8°. £ 2/2/—. Bespr. von Joseph Schacht, Freiburg i. Br.

Dieser spannend geschriebene Reisebericht eines Engländers, der 1925/26 die Pilgerfahrt nach Mekka und Medina unternahm, erhält einen besonderen wissenschaftlichen Wert dadurch, daß er als erstes authentisches Zeugnis über die Zustände im Ḥiǧāz unmittelbar nach der wahhābitischen Eroberung zu gelten hat. Als der Autor von Ägypten abreiste, waren Ǧidda und Medina noch in hāšimitischen Händen, so daß er den Hinweg nach Mekka auf dem seltener benutzten Wege Massauwa — al-Qaḥm und weiter zu Lande unternehmen mußte. In Mekka, von wo aus er einen Ausflug nach Ṭā'if unternahm, verweilte er fast ein Jahr, begab sich darauf zu kürzerem Aufenthalt nach Medina und verließ Arabien über Janbu'.

Um Schwierigkeiten auszuweichen, gab er sich auf seiner Reise als Syrer aus; aber auch als seine wahre Nationalität in Mekka durch einen Zufall ans Licht gekommen war, wurden ihm keine Hindernisse in den Weg gelegt, offenbar, weil man sich von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung überzeugt hatte.

Die Beschreibung des äußeren Verlaufes der Reise, der verschiedenen Heiligtümer, der Riten der Pilgerfahrt usw. kann natürlich kaum viel Neues bringen, weder in geographischer, noch in volkskundlicher Beziehung, doch liest man eine so gewandt geschriebene und durch die Schilderung vieler interessanter Episoden gewürzte Erzählung immer wieder gern. Die wissenschaftlich wertvollste Seite des Buchs ist, wie bereits angedeutet, die Darstellung der unmittelbaren Folgen der wahhābitischen Eroberung. Hier ist das wesentlich unveränderte Fortbestehen des mekkanischen Lebens, dessen Schilderung im einzelnen viele in den eigentlichen Reisebericht geschickt eingestreute Kapitel gewidmet sind, ebenso bezeichnend wie der heruntergekommene Zustand von Medina, dessen berühmter Friedhof einer Wüste gleich gemacht ist, und die Totenstille, in der die ehemalige Stadt Ṭā'if steht. Gerade weil alles dies beständigem Wechsel unterworfen ist und die Verhältnisse sich innerhalb von vier Jahren wesentlich geändert haben (ein besonders bezeichnendes Beispiel ist der an einem Reisegefährten des Autors gerade von Nichtwahhābiten verübte Mord II 51, ein fast unglaubliches Gegenstück dazu die Bestrafung des einen Raucher beschimpfenden Wahhābiten II 225), müssen wir dem Verfasser sehr dankbar sein, daß er dies Augenblicksbild in seinem Buche festgehalten hat.

Der Autor beweist gute Kenntnis des Arabischen und des Islam, so daß sein Werk auch in dieser Beziehung einwandfrei ist. 8 Pläne und Karten, ein kleines Glossar für den Durchschnittsleser und — besonders begrüßenswert — eine Tabelle, die für die weniger bekannten Ortsnamen die arabische Orthographie gibt, bilden wertvolle Beigaben der schön ausgestatteten Bände, auf deren Umschlagtiteln der Verfasser in arabischer Tracht erscheint[1].

Turkologie, Armenien.

Radloff, W.: **Uigurische Sprachdenkmäler.** Materialien, nach dem Tode des Verf. mit Ergänzungen hrsg. von S. Malov. Leningrad: Verlag der Akademie der Wissenschaften der USSR 1928. (VIII, 305 S.) 4°. Bespr. von G.-R. Rachmati, Berlin.

Die Turkologie hat sich trotz ihres Umfanges, den sie durch die Turfanfunde und die Bemühungen einzelner Gelehrter angenommen hat, noch immer keinen sicheren Boden erobert. Es gibt vorläufig noch keine allgemein zugängliche Fachzeitschrift und Bibliographie; es fehlen auch andere Hilfsmittel, die Anfängern die Arbeit erleichtern würden. Auch ist das Auffinden der Texte, die fast alle in verschiedenen Zeitschriften verstreut sind, schwierig, während die spärlichen Einzelausgaben längst vergriffen sind. Eine Sammelausgabe von Texten war sehr nötig und deshalb sind die Uigurischen Sprachdenkmäler freudig zu begrüßen.

Dieses Werk enthält 128 verschiedene uigurische Fragmente, deren größeren Teil die kleinen juristischen Urkunden bilden. Die Aufzählung der Fragmente mit Inhaltsangabe hat S. Malov in der Einleitung gegeben; sie be-

---

1) Ich benutze die Gelegenheit, ein Versehen in meiner Besprechung von Rihani, Ibn Sa'oud of Arabia (OLZ 1929 Nr. 5 Sp. 377 Anm. 2) zu berichtigen: die dort erwähnte arabische Veröffentlichung, die ich damals noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, trägt den Titel tārīḫ Naǧd al-ḥadīṯ wamulḥaqātih (Beirut 1928) und ist ein neues, selbständiges Werk.

handeln z. T. die Lebensweise der damaligen Uiguren und sind deshalb nicht nur als Sprachdenkmäler, sondern auch als Geschichtsquellen sehr wertvoll.

Nr. 1—46 stammen aus der I. Deutschen Turfan-Expedition 1903 und sind von Prof. A. Grünwedel gesammelt; 47—60 aus der Russischen Exped. 1898 von Roborovski und Klementz; 61—93 aus der Berliner Sammlung (aus d. II. Turfan-Exped.); 99—128 aus der Sammlung des Konsuls N. N. Krotkov; 98 und 105 aus der Exped. von S. F. Oldenburg. Die übrigen sind nach den bisher veröffentlichten Photographien hergestellt.

Ein kleiner Teil davon wurde schon früher von Radloff veröffentlicht und nun wieder in diese Sammlung aufgenommen. Nr. 1—26 wurden im Bericht über archäologische Arbeiten in Idikutschari und Umgebung (im Winter 1902—1903) von A. Grünwedel, München, 1906 S. 181—195, Nr. 56—59 in den Nachrichten über die von der Kaiserl. Akademie d. Wiss. zu St. Petersburg im J. 1898 ausgerüsteten Expedition nach Turfan, Heft I, veröffentlicht. Davon sind Nr. 2, 7, 13, 16 von A. v. Le Coq in „Túrán" 1918 S. 449—460 (mit Photographien), Nr. 95 und 97 in Sitzber. d. Akad. d. Wiss. Berlin 1908, XIX und 1909 XLVIII; Nr. 94 ebenda von F. W. K. Müller 1907, LIII und 26 und 96 ebenfalls von ihm in Abhandl. d. Akad. d. Wiss. Berlin 1915 und 1908 nochmals bearbeitet worden.

Zuerst freut man sich, die Texte hier in uigurischer Schrift abgedruckt zu sehen, aber man kann sie leider nicht ohne weiteres benutzen. Um das festzustellen, genügt schon ein flüchtiger Blick auf die von S. Malov gemachten Korrekturen (S. 215—241). Es wäre gut und dankenswert gewesen, wenn alle Stücke in Faksimile wiedergegeben worden wären, denn auch heute noch braucht man, um ein Wort richtig lesen und verstehen zu können, die Originale. Es genügt nicht, den ungefähren Klang eines Wortes zu kennen, sondern man muß das anschauliche Bild davon sehen (s. z. B. Nr. 2, Z. 4 *tqa* gedruckt, aber richtig *taqï* transkribiert und so von S. Malov verbessert). Ähnliche Fehler kann man nur durch das Faksimile korrigieren. Durch die Korrekturliste von S. Malov ist die Kontrolle der Texte, wenn auch sehr umständlich, so doch ermöglicht. Aber bei den 27 Nummern (vgl. S. VII unten die Anmerkung), die er mit den Originalen nicht vergleichen konnte, fehlt dem Leser jede Kontrolle.

Die Transkription der Nummern 1—46 (die übrigen sind nicht transkribiert) spiegelt Radloffs frühere Ansicht über die Aussprache des Uigurischen wieder. Damit ist schon genügend gesagt, wie vorsichtig man bei einer etwaigen Benutzung sein muß. Der Herausgeber hätte vielleicht gut getan, wenn er dies noch mehr hervorgehoben und auch einen Schlüssel zu diesem Geheimnis beigefügt hätte. Es ist zu bedauern, daß die Transkription bei Malovs Korrekturen nicht in der richtigen Gestalt gegeben worden ist. Der Fernerstehende ist also ganz auf das von S. Malov mit großem Fleiß und, wie die Verhältnisse liegen, großer Selbstverleugnung ausgearbeitete Glossar angewiesen.

Aslan, Kévork: Etudes historiques sur le peuple arménien. Nouvelle édition illustrée par les soins de F. Macler. Avec 16 pl. hors texte. Paris: Paul Geuthner 1928. (339 S.) gr. 8°. 60 Fr. Bespr. von K. Mlaker, Graz.

A. Safrastian sagt von diesem Buche in der Zeitschrift Massis, Vol. I. Nr. 2 (December 1928), p. 45: „Br.[1] Aslans studies are the best, both in conception and in method, ever written by an Armenian in a foreign language. Thanks to his wide learning and knowledge of the classical sources, he has struck a middle line between our old tradition and modern historical research. He has put the two elements together in a scientific manner and has produced a readable and interesting history of our people up to the appearance of the Seljuks in the eleventh century . . . . ."

Es war gewiß ein Werk lobenswerter Pietät, K. Aslans Études nach 20 Jahren neu herauszugeben. Doch erwartet man von einer zweiten Auflage gewöhnlich mehr als einen bloßen Neudruck; denn Macler hat außer den schönen Tafeln nur einige Anmerkungen beigesteuert. So ist der Text unverändert geblieben. Abgesehen nun davon, daß die „Zitate" etwas kurz sind — es wird meist nur der Name des Autors, nicht, wie wir es nachgerade gewöhnt sind, Buch und Seite angegeben — scheint A.s Darstellung denn doch nicht immer die geschichtliche Wahrheit zu treffen. Einige Bemerkungen mögen diese Meinung erläutern.

P. 9 Mitte: *Թորգոմ* ist nicht תּוֹגַרְמָה, cf. P. de Lagarde, Agathangelus, Göttingen 1887, p. 140ff. — Unrichtig ist p. 11 die Ableitung *Tog-Arma*, dessen zweiter Teil mit *Arménac* nichts zu tun hat, wie assyr. *Til-garimmu* und *Tegaramma* der Boghazköitexte beweisen dürften. — Daß „la plupart des savants" Jensens Theorie über „la parenté . . . . entre les Arméniens et les Hittites" annehme (p. 11), ist ein Irrtum. — Daß die arsakidische Dynastie in Armenien gerade seit 193 regiere (p. 13), ist nicht zu beweisen. — Indjidjians *Հնախոսութիւն* ist sicher

---

1) Abkürzung für *baron պարոն* „Herr"; vor Namen gebraucht wie engl. Mr., französ. M., cf. Massis I 1 (Nov. 1928) p. 7, n. 1.

nicht ein Werk „qui naturellement, n'a pas plus de valeur aujourd' hui" (p. 16); auch Ališan sollte der Mangel an Kritik nicht zu sehr vorgehalten werden. — Das Problem des Ps. Moses Xorenaçi ist keineswegs „définitivement tranché" (p. 17). — Daß Nöldekes und Marquarts Namen hier und mehrfach verunstaltet werden, ist bedauerlich, ebenso p. 18 die Verwechslung von H. und G. Rawlinson. — Auch mit der Gleichung Naïri = Nahri (!) „selon quelques critiques le pays des fleuves" (p. 22 u. 4) werden nicht viele einverstanden sein. — P. 31 n. 1 ist Les Kourdes *Jaza* statt *Zaza* wohl Druckfehler, daß aber der *Zaza*-Dialekt mit dem Chaldischen verwandt sein soll, eine bedenkliche Behauptung. — P. 32 n. 1 ist die Bemerkung über *Sacaseni* mangelhaft. — P. 61 ist *Arghiropolis* für 'Αργυρόπολις doch eine etwas merkwürdige Übertragung, ebenso wie p. 68 *Tribaze* für Τιρίβαζος (Xenoph. Anab. 4, 4, 4) eigentümlich anmutet. — Überraschender ist schon p. 62 n. 1, daß *Katpatuka* „probablement le Kada-Yachn des Égyptiens" sei, was vielleicht sogar = *Khati* sein soll. Cf. dazu nur F. Bilabel, Geschichte Vorderasiens ... Heidelberg 1927, I, 270[3]. Noch erstaunlicher aber ist p. 63 n. 1 die Behauptung, Kyros sei „le Xor (!) des Perses, qui semble signifier le soleil" (!). Ähnlich mutet es an, wenn p. 64 n. 2 Kambyses als „le Key-Kobat des légendes perses" hingestellt wird. — *Nach-i-Roustan* p. 67 n. 2 ist wohl Druckfehler, ähnlich wie p. 69 n. 1 das Zitat „Hérodote, X (!) 194". — Den Iberer Mihran (p. 74), angeblich bei „Diodore" verdankt A. wohl Čamčian (bei Diodor 17, 21, 7 heißt er Μιθρήνης). — Humoristisch wird der Vf., wenn er p. 76 n. 2 „Arsace" als „corruption du mot sanscrit (!) Khajarscha (Xerxès)" erklärt und türk.-pers. Pādišāh von *Païtikhajarscha* (!) ableitet. Da wundert man sich auch nicht über p. 76 n. 1: „L'antique Bactriane, les (!) pays des Raz-Kout (l. Mazkout, arm. *Մազքութք*), des Gouchan ..... avait pour capitale Bactre ou Zarcasha (?), la Bahl-Arauvadine (!) de Moïse de Khorène ....." Er wiederholt dann auch wieder einmal (cf. noch p. 128) die irrige Meinung, daß das baktrische Reich von den Parthern 129 v. Chr. zerstört worden sei; dagegen bereits J. de St. Martin, Fragments sur l'histoire des Arsacides (éd. F. Lajard, Paris 1850) 2, 63 ss. bes. p. 71. A. v. Gutschmid, Geschichte Irans, Tübingen 1888, 58 ff. und A. Hermann, Pauly-Wissowas Real-Encycl. s. v. Sakaraukai. — P. 95 hat A. den Bericht des Faustos von Byzanz über die Ansiedlung von Juden in Armenien ohne weitere Kritik angenommen, was wohl sehr bedenklich ist. — P. 115 bzw. 125 ist die Chronologie der Partherkönige nach Artaban III hoffnungslos verwirrt; die richtige Ordnung gibt E. Täubler in Klio 9, 1909, 17ff. — Die Namensform „Valarse" für Volagases I (er war übrigens kein Bruder, sondern vielleicht ein Vetter des Gotarzes) ist nicht belegt; er heißt auf seinen ersten Münzen mit Pehlewi-Legenden abgekürzt ול[1], und noch Volagases II und die späteren Herrscher dieses Namens schreiben ולגש מלכא.

P. 118 n. 2 dürfte A. Recht haben, wenn er meint, daß die Reise des Trdat (Τιριδάτης) zu Nero später auf Trdat den Großen übertragen wurde. — P. 119 n. 2 ist „Brosset, Hist. des Ibères." doch mehr als bloßer Druckfehler. — P. 120ff. ist die Chronologie der Partherkönige wie der armenischen Könige seit Trajan wieder völlig verworren. Warum A. aus dem Παρθαμάσιρις einen Barthamassir macht (p 120 f.), ist unerfindlich, ebenso daß aus Παρθαμασπάτης ein Barthamaspat wird (p. 121). — P. 121f. wird uns ein König „Akéménide" vorgeführt, der seine Existenz, bzw. seinen Namen einem bloßen Mißverständnis verdankt, cf. J. Marquart, Untersuchungen zur Gesch. v. Eran 2, 100 (= Philol. Supplem. 10, 1905) und P. Asdourian, Die politischen Beziehungen zwischen Armenien und Rom. Diss. Freiburg i. Ü. — Venedig 1911 p. 111 A. 2. — Somit sind die Königslisten p. 125 mehrfach zu berichtigen. Volagases II regiert wohl nur bis 147/8 p. C., da seine letzten sicheren Münzen aus diesem Jahre stammen. Woher A. den „Pacore" nimmt, den er zwischen Volagases IV und V einschiebt, ist nicht ersichtlich. Ebenso ist *Sanatrouc*, König von Armenien 166—193, durch ein Mißverständnis hier eingereiht, cf. J. Marquart l. c. 227f. Der Regierungsantritt des Artaban V fällt nach Gutschmid l. c. p. 154 ziemlich sicher 213 p. C. (nicht 216). — Der angeblich seit 193 regierende König „Valarse" von Armenien (p. 128ff.) ist samt seinem Vater, dem obenerwähnten „Sanatrouc" um etwa 60 Jahre hinaufzurücken, cf. Marquart, l. c. 221f. — Die nun folgenden armenischen Herrscher (Trdat II und Chosrau[1]) sind mit erstaunlicher Sicherheit eingereiht (p. 132ff.); leider ist diese Sicherheit recht wenig begründet. Der Tod des Artaban V und das Ende des Arsakidenreiches ist nicht (cf. p. 134) auf 224 anzusetzen, wie Nöldeke, Ṭabarī, p. 409f. getan hat; seitdem Gutschmid l. c. 162f. gute Gründe für das Jahr 227 beigebracht hat, ist dies wohl allgemein anerkannt. — Zu dem nun folgenden Kapitel über Verwaltung und Einteilung Armeniens (p. 142f.), cf. weitgehend Н. Адонцъ, Арменія въ эпоху Юстиніана, СПБ. 1908; besonders cf. über das Verhältnis von Fürsten und Geistlichkeit l. c. p. 322ff., über die Fürstentümer ib. p. 371 ff., über deren Ursprung ib. p. 389ff. (und noch B. Chalathianz in WZKM 17, 1903, 60ff.), endlich über das Feudalsystem Ad. p. 427ff. Dieses außerordentlich wichtige Werk hätte für die zweite Auflage unbedingt herangezogen werden wüssen. Aber sogar Hübschmanns Armenische Ortsnamen (Idg. Forsch. 16, 1904) scheinen in dem Abschnitte über die politische Geographie des Landes (p. 147ff.) nicht genügend berücksichtigt zu sein[2].

---

1) Cf. W. Wroth, Catalogue of the Parthian Coins of the Brit. Mus. London 1905 p. 183, 37 = pl. 28, 18, p. 184, 38f., p. 184, 40 = pl. 29, 1 und p. 184, 41. Da Typen für Münzpehlewi fehlen, gebe ich die Namen in hebräischer Transkription.

1) Diese mehrfach vorkommende Schreibung für arm. *խոսրով* nimmt sich sonderbar aus, man würde wenigstens Khosrau erwarten.

2) Z. B. p. 151, Z. 5 wird gesprochen von „L'Arzanène appelé Arzen ou Arznik (!!) par les Arméniens". Nur *Աղձնիք* ist belegt. — Als ich die Notiz zum arabischen Agathangelos WZKM 32, 1925, 134ff. schrieb, waren mir die Bemerkungen von Adontz, l. c. p. 293 und A. 3 nicht zugänglich; aber auch jetzt bin ich im Zweifel, ob ارطنوخ der Hs. wirklich in ارطنون (oder ارطنيس) zu verbessern ist, was ja dem 'Αρζανηνή des griech., dem *Աղձնիք* des arm. Agath. gut zu entsprechen scheint, oder ob nicht doch Marrs Konjektur ارطنوج durch meine Deutung l. c. gestützt wird. Bereits dort schien mir p. 135 A. 6 eine Gleichung ƀ = ζ = ȡ bedenklich; ich führe dazu noch an, daß in dem von J. Karst herausgegebenen, allerdings mittelarmenischen Medizinalglossar, Z. f.

Was A. p. 153ff. über die „familles feudataires" sagt, wäre schon nach Adontz mehrfach zu berichtigen. Zur Herkunft der Kamsarakank' (p. 155, cf. p. 132f.) cf. jetzt P. S. Kogian in Handes 38, 1924, 123ff. = *Կամսարականները Տարք Շիրակայ և Աբշարունեաց*, Wien 1926, p. 1ff. Daß sie „disparurent de la scène peu après la chute de la royauté", ist unrichtig, sie kommen noch im 9. Jahrh. vor. Die angebliche Herkunft der Mamikonier „de la Sogdiane ou des confins de la Chine" (cf. p. 132f.) wäre wohl noch zu beweisen. — Die Ausführungen über die Religion der alten Armenier (p. 162ff.) sind eine ganz gute Zusammenfassung; doch scheint einiges fraglich zu sein, so z. B. p. 170 die Vermutung, der Gott Khaldi (so) von Urartu sei identisch mit dem Heros Haik'. — In dem nachfolgenden Abriß der Geschichte Trdats III. und seiner Nachfolger (p. 175ff.) sind einige Einzelheiten wohl etwas allzu sicher angegeben. — In dem Abschnitt über die Entstehung und Entwicklung der armenischen Schrift und Literatur (p. 205ff.) hätte die 2. Auflage wieder unbedingt die einschlägigen Arbeiten von J. Marquart und H. Junker verwerten sollen. — Die Bemerkung p. 213 n. 1 über keltisch-armenische Parallelen ist sehr bedenklich. — P. 245ff. wäre bei den Ausführungen über den Aufstand des Vardan Mamikonean auch der sehr wichtige Artikel von N. Adontz, Зап. восг. отд. Имп. арх. общ. 15, (1902/3), p. 0122—30 zu berücksichtigen gewesen, der die Persönlichkeit des Vasak Siuni in einem anderen Lichte erscheinen läßt als bisher. — Auch in den letzten Abschnitten des Buches, das die Geschichte Armeniens bis zum Ende der Bagratiden behandelt, wäre im Einzelnen vieles zu bemerken; A. hat verschiedene neuere Einzelmonographien nicht verwertet. — Die Rolle, welche die Armenier im byzantinischen Reiche spielten, wird mehrfach hervorgehoben (z. B. p. 288f.); daß Armenien dem byzantinischen Reiche sogar verschiedene bedeutende Kaiser geschenkt hat, lehrt uns u. a. auch das zweibändige Werk von P. K. Tēr-Sahagian *(Տէր-Սահակեան), Հայ կայսերք Բիւզանդիոնի*, Venedig 1905. Daß allerdings Leon V wirklich ein Arcruni gewesen sei (p. 289), ist unsicher, cf. K. Mlaker, OLZ, 1929, 63. — Über die Statthalter von Armenien (p. 270ff., 283ff.) cf. jetzt die Arbeiten von R. Vasmer, Handes 42, 1928, 44ff., 157ff., 258ff. (arm. Übs. der russ. in den Zap. kolleg. vostokov. 1, 1925 erschienenen Monographie) ferner die Fortsetzung dazu Handes 41, 1927, 866ff. und 43, 1929 (im Erscheinen). — P. 295 ist noch immer die anscheinend fast unausrottbare Ansetzung Ašots I als Fürst der Fürsten von 859—885 stehen geblieben; cf. dazu K. Mlaker, Handes 41, 1927, 881ff. — Die kulturgeschichtlichen Abschnitte (p. 306ff.) sind etwas knapp ausgefallen.

Die obigen nach Stichproben gemachten Einwendungen ließen sich leicht vermehren. Die ziemlich große Menge auffallender Druckfehler ist nicht zu rechtfertigen; auch die manchmal ungewöhnlichen Namensformen (cf. Kehajargha[!!], p. 129, 1) sind unerklärlich. Die Anerkennung, die wir oben abgedruckt haben, könnten wir also erst für gerechtfertigt halten, wenn das Buch gründlich revidiert würde. Wenn F. Macler auch in dieser Hinsicht dem Werke seine Fürsorge angedeihen ließe, könnte es dadurch nur gewinnen.

arm. Ph. II, 2 (1903) 124, paenult. f., arab. قَرْط mit *խարտ* bzw. *խարտ*, ib. 126, 22 f. arab. حَنْظَل mit *Հընդկլ* bzw. *Հանդալ* transkribiert wird, was auch nicht für ظ = ձ spricht.

Iranistik, Indologie.

1. **Dhalla,** Cooverbai M. N.: **Irān ane Irāk-mā musāpharī.** Karachi 1922. (12 u. 148 S.) gr. 8°.
2. **Kabraji,** K. N.: **Gulī Garīb.** Bombay: J. B. Karani & Sons. 1927. (407 S.) 4°. Re. 4.
3. **Nhanalal,** D. Kavi: **Jahāngīr-Nūrjahān.** Ahmedabad 1928. (31 u. 222 S.) 8°. Re. 2. 8 as.
4. **Khabardar,** A. F.: **Bhajanikā.** Madras (Mount Road) 1928. (12 u. 143 S.) 8°. R. 1. 4 as.
   — — **Rās-candrikā.** Ebd. 1929. (13 u. 105 S.) 8°. R. 1. 4 as. Angez. von J. C. Tavadia, Hamburg.

1. Mrs. Dhalla gibt in diesem Werke ihre Reiseerlebnisse in Persien. Ich zeige es hier an, weil ich darin ein gutes Beispiel für das Parsen-Gujarati in gewissem Sinne finde. Ich sage 'in gewissem Sinne', denn sie gebraucht die grammatischen Formen des gewöhnlichen Gujarati und nicht die spezifisch parsischen. Die Verwechselung der Zerebralen und Dentalen, die man fälschlich als für die Parsen charakteristisch annimmt, aber welche nur eine orthographische Erscheinung ist, ist hier sehr selten zu finden. Die Redewendungen und der Wortschatz ist die der Parsen ebenso der charakteristische prickelnde Stil. Die Erzählung der Ereignisse bei Karawanenreise und Autofahrt wirkt dramatisch und kraftvoll.

2. K., einer der ersten und bekanntesten Parsen Sozialreformer, welche die westliche Erziehung gezeitigt hat, hat auch als Journalist und Schriftsteller guten Ruf gehabt. Seine Romane, die angeblich Parsenleben darstellen, aber aus dem Englischen entlehnt sind, sind auch unter den Hindu beliebt. Alle Werke haben jedoch nicht den gleichen Wert, da der Verf. alles aus dem Englischen als Vorlage übernimmt, gleichgültig ob es in das Parsenleben paßt oder nicht. Selbst in diesem wohl besten Roman ist einiges, was dem Kenner aufstößt. Es wäre viel besser gewesen, wenn solche Stellen aus der jetzigen Auflage ausgemerzt worden wären. Ein anderer Mangel liegt im Sprachlichen. K. bestrebt sich, diejenigen Gujarati-Formen und Worte zu gebrauchen, die man als richtig ansieht, aber den Parsen als Gesellschaft gar nicht eigen sind. Der Verf. wollte also seine Glaubensgenossen auch in diesem Punkt erziehen, aber solche Art Erziehungsmaßnahmen passen schlecht in ein Kunstwerk. Im allgemeinen aber gibt dieser Roman in treffender Schilderung ein gutes Bild des Parsen des Mittelstandes.

3. N. ist ein anderer bekannter moderner Dichter im heutigen Gujarat. Vor kurzem wurde sein 50. Geburtstag mit großen Feierlichkeiten begangen. Früher hat er sich an Versmaß und Reim gehalten, seit langem jedoch hat er die alte Art verlassen und schreibt in Anlehnung an europäische Vorbilder ohne Versmaß und Reim, wie auch in vorliegendem Werke. Was er als Gedicht ausgibt, ist kaum von seinem Prosastil zu unterscheiden, welch letzterer eigentlich besser wirkt. In diesem Werke gibt er eine Würdigung der Mogul-Epoche, was besonders zu schätzen ist. Denn gewöhnlich werden diese von den Hindu-Schriftstellern aus religiösem und Rassengefühl herabgesetzt.

4. Über diesen Parsen-Dichter und seine Gujarati-Dichtungen habe ich bereits in der OLZ 1928

Nr. 4 einiges mitgeteilt. Hier zeige ich zwei neue Werke an, weil sie sehr charakteristische indische Züge enthalten. In dem ersten von diesen sind hymnenartige Gedichte gesammelt in dem anderen balladenartige. Die erstere Art Dichtung ist seit den Anfängen der neu-indischen Literatur häufig; in Gujarat haben Narasiṃh, Mīrā und Dayārām besonderen Ruhm darin erworben. Seine Verse sind keinesfalls Wiederholungen von jenen, sondern neues Leben durchdringt sie. Der Inhalt der Gedichte zerfällt in drei Teile, Gottesminne, Erkenntnis und Entsagung. — In ganz Gujarat haben sowohl die Hindu als auch die Parsen, die höheren als auch die niederen, ihre Balladen *Garbā* genannt. Diese werden mit rhythmischen Schritten im Kreise und mit taktmäßigem Händeklatschen von Frauen (von Männern sehr selten) gesungen. Dies kann man als ihr einziges Vergnügen bei besonderen Gelegenheiten bezeichnen. Auf diese Weise werden die Balladen als volkstümliches Produkt von Mund zu Mund weitergegeben. Einige Dichter der alten Zeit haben auch solche Balladen geschrieben. Unter den modernen Dichtern hat auch Nhanalal wie ebenfalls der Verf. solche gedichtet. Sie nennen ihre Verse richtig *Garbī*. Diese Femininform von *Garbo* bezeichnet etwas Kleineres und Feineres und ist daher auch mehr lyrisch im Vergleich zu dem epischen Charakter, den jene bewahren, die aber ebenfalls auf diese Weise gesungen werden. Es ist nicht zu verwundern, daß diese beiden Sammlungen, mit größerer Begeisterung als je aufgenommen worden sind.

Geldner, K. F.: Vedismus und Brahmanismus. Tübingen: J. C. B. Mohr 1928. (IX, 176 S.) gr. 8°. = Religionsgeschichtliches Lesebuch, hrsg. von Alfr. Bertholet. 2., erw. Auflage, Heft 9. RM 8 —. Bespr. von Walther Wüst, Solln vor München.

Ein Lesebuch im allgemeinen und ein religionsgeschichtliches Lesebuch im besonderen, und gar erst aus einer alten, entlegenen Sprache einzurichten, dazu gehört — vielleicht mehr als zu anderen wissenschaftlichen Arbeiten — ein wahrer Könner. Nur dieser allein weiß den Gegenstand seinen inneren Notwendigkeiten gemäß einzuteilen, auszuwählen und dabei die Grenze des Schicklichen doch einzuhalten. Zugleich spart er nicht mit gewissen technischen Hilfsmitteln. Seine Sicherheit im Auffassen des fremden Worts ist fast untrüglich. Weiter besitzt er eine überlegene Einsicht in das Wesen des fremden Geistes, den er uns nicht nur im Querschnitt einer bestimmten Zeit, sondern als Symbol des gesamten Volksgeistes nebst allen seinen Möglichkeiten für folgende Epochen aufzeigt. Und schließlich eignet ihm als kostbarste Gabe, die den Gelehrten und Künstler bindet, die Fähigkeit, fremder Form und fremdem Geist den ihnen angemessenen Ausdruck in unserer Muttersprache zu leihen. Weswegen es billig Freude macht, einem derartigen Könner ins Handwerk zu sehen. Seine feinste Absicht scheint in dem Getanen ganz gelöst.

Kenner und Könner dieses Schlags war beispielsweise Hugo v. Hoffmannsthal in seinem „Deutschen Lesebuch". In einem, freilich nicht jedem zugänglichen Gebiet erweist sich jetzt als das auch K. F. Geldner mit diesem neunten Teil des „Religionsgeschichtlichen Lesebuches" (das ihm ja auch den ersten Beitrag, „Die zoroastrische Religion" verdankt). Man kann ohne Übertreibung sagen, daß — vielleicht mit Ausnahme des nun gleichfalls verstorbenen Alfred Hillebrandt — keiner so für diese Aufgabe berufen war wie eben der hingeschiedene Marburger Indologe.

Alles an diesem Buch ist mustergültig. Der Gegenstand ist, nicht wie man aus dem Titel schließen könnte, zwei- sondern dreigeteilt. Die Textwiedergaben führen von den vedischen Göttern über Glaube, Moral und Kultus zur theologischen Spekulation, um von da in die Lehre der Upaniṣaden auszumünden. Die Auswahl selbst ist — von Kleinigkeiten abgesehen — überzeugend und berücksichtigt nicht weniger als 31 vedische Texte. Sogar Manu und Yāska fehlen nicht. Der Ṛgveda nimmt selbstverständlich sehr breiten Raum ein. Daneben enthält das Lesebuch aber auch eine vollständige Übertragung der Kena — und als ganz besondere Kostbarkeit eine der Kāṭhaka-Upaniṣad, die dadurch — zusammen mit dem Abdruck in der Böhtlingk'schen Chrestomathie — die ihr zukommende Verbreitung erfährt. Überhaupt ist es gegenüber der ersten Auflage ein Vorzug der zweiten, daß in ihr die großen und gefeierten Lehrer der Upaniṣaden mehr zu Wort kommen. Wie dieses Wort in G.'s Hand gestaltet wurde, darüber brauche ich wohl dem, was ich Z. f. Indologie und Iranistik 3, p. 146—55 gesagt habe, kein Wort mehr zuzufügen[1]. G.'s Übersetzungskunst ist — gleich der H. Oldenbergs im Epischen und Buddhistischen — ein Höhepunkt. Er hat ihn auch in diesem Buch behauptet. Die saftige Sinnenfülle der vedischen Sprache zusamt ihrer oft dunklen, magischen Geistbeschwertheit hat nur er so zielsicher getroffen mit vollkräftigem deutschen Wort. Ein sehr dankenswertes „Verzeichnis der übersetzten Texte" sowie ein Namen- und Sachregister[2] runden das schöne Buch, das uns als vorläufig letztes Vermächtnis noch einmal besondere Veranlassung bot, die Kennerschaft dieses großen Vedisten zu rühmen.

---

1) Durch G. selbst weiß ich, daß diese Würdigung seinen ästhetischen und stilgeschichtlichen Absichten am nächsten kam.

2) G. hat hier wohl nicht letzte Vollständigkeit angestrebt. Wenigstens vermißt man die Stichworte: Etymologie, Identifikation, Kausalität, Māyā, Personifikation, Punarmṛtyu, Substanzen, Versmaße.

Belvalkar, Prof. S. K., u. Prof. R. D. **Ranade**: **History of Indian Philosophy. Vol. II**: The Creative Period. Poona: Bilvakuñja Publishing House 1927. (XXXI, 514 S. u. 12 S.) gr. 8°. 25 sh. Bespr. v. W. Ruben, Bonn.

In Indien sind zwei gewaltig angelegte Werke über indische Philosophie im Erscheinen: eine 'Encyclopaedic History' in XVI Bänden von ca. 20 Verfassern und eine 'History' in VIII Bänden von Belvalkar und Ranade. Von beiden Werken liegt bisher nur der II. Band, der die Upaniṣad's behandelt, vor: der 'Constructive survey of Upanishadic philosophy' (1926) in der Encyclopaedic History, verfaßt von Ranade, der auch der Mitverfasser des hier zu besprechenden II. Bandes der 'History': The creativ period (1927) ist, während umgekehrt Belvalkar in der 'Encyclopaedic History' über Sāṃkhya schreiben wird. Beide Bücher wenden sich gegen Rādhakrishnan, der als überzeugter Vedāntin in seiner Indian Philosophy (vol. I 1923; als Sonderdruck 1924) die Philosophie der Upaniṣad's vom Standpunkt des Śankara aus als einheitliches System mit großem philosophischen Schwung darstellt. B. und R. betonen dagegen den heute in Europa allgemein anerkannten Gedanken, daß die Upaniṣad's Sammlungen von Bruchstücken vieler Philosophen aus verschiedenen Zeiten sind. R. alleine gibt in seinem Buch eine 'konstruktive' Übersicht, d. h. eine Zusammenstellung aller in den Upaniṣad's vorgetragenen Lehren, ein nach Themen (Kosmogonie usw.) geordnetes Nebeneinander der Bruchstücke; B. und R. zusammen geben den ersten umfassenden Versuch, die Bruchstücke historisch zu ordnen.

Sie schildern zunächst kurz die Vedas und besonders die Brāhmaṇas (1—76); und nach einer Überleitung (77—86) geben sie die Chronologie der Upanisads (87—132) mit einer Tabelle (135). Sie unterscheiden vier Hauptgruppen mit 10 Untergruppen; 16 Upaniṣads werden in ihre Teile zerlegt. Nach allgemeinen Bemerkungen (133—145) und Proben aus „Brāhmaṇo-Upanishadic texts" (146—153) werden dieselben Upaniṣads der Reihe nach mit ausführlicher Inhaltsangabe philosophisch-kritisch erzählt (154—326) und dann einzelne Themen der Upaniṣad-philosophie historisch nach der Viergruppen-einteilung behandelt: Kosmologie (330—366), Seelenlehre (—377), das Absolute (—393), Recht und Sittlichkeit (—400). Die Anfänge systematischer Philosophie, Sāṃkhya usw. (—432), einige Höhepunkte der Upaniṣads (—439), eine Zusammenfassung der Ergebnisse (—442) und Fragmente der ‚Nach-Upaniṣad-Gedanken", d. h. der Philosophen, die in epischen, buddhistischen und jinistischen Quellen bekämpft werden und sich in den späteren Bänden der History offenbar schlecht unterbringen lassen (—465), Notes (meist bibliographisch) und ein Index machen den Schluß.

Die Verf. sind der Ansicht, daß das alte Sāṃkhya theistisch und dem Viśiṣṭādvaita-Vedānta ähnlich gewesen ist etwa in der Form, wie es in der Kāṭhaka-Upaniṣad usw. vorliegt. Also, da das Sāṃkhya vorbuddhistisch ist (307), sind alle Upaniṣad's bis zur Māṇḍūkya-Up. und auch die vier kleinen Schraders vorbuddhistisch aus der Zeit 1200—600 v. Chr. Die chronologische Ordnung der Upaniṣad's, wie sie Deußen nach ihrer prosaischen und metrischen Form gegeben hatte, lehnen sie ohne neue Argumente ab (89f.[1]); sie geben aber im Einzelnen auch keine Argumente für ihre Gruppierung, obgleich sie S. 88 neun Kriterien mit Einschränkungen aufführen.

Es ist aber sehr beweisbedürftig, daß z. B. Kāṭhaka-Up. I, 1—3 in Gruppe 6, Chānd. Up. VI aber erst in 7 eingeordnet wird, während doch in Kāṭh. Up. I, 3 die Sāṃkhya-Evolution sehr ausführlich gegeben wird, während in Chānd. Up. VI Uddālaka Āruṇi gerade den ersten Anfang der drei-guṇa-Lehre als Keim einer systematischen Philosophie überhaupt gibt. Statt eines Hinweises auf dieses oder andere Probleme wird in der Erörterung S. 91ff. wie auch bei den anderen Upp. nur eine Liste von gegenseitigen Zitaten aufgestellt, wobei aber nicht einmal alle von Deussen schon beobachteten Parallelen angegeben werden, keine von Deussens Bemerkungen über den jeweils ursprünglichen Zusammenhang usw. diskutiert werden und in diesem Falle im Gegensatz zu Deussen Kāṭh. Up. I, 2, 23 (nicht auch 24, wie verdruckt ist) und II, 2, 15 als 'später' als Muṇḍaka III, 2, 3 und II, 2, 10 bezeichnet werden, während S. 95 gerade umgekehrt Kāṭh. Up. I (nicht II!), 2, 23 als älter als Muṇḍaka-Up. III, 2, 3 (nicht: 3—4!) sein soll! Bei der Parallele Kāṭh. Up. I, 2, 5-Muṇḍ. Up. I, 2, 8 nehmen auch B. und R. das größere Alter der Kāṭh. Up. an und folgern aus diesen Behauptungen, daß die Muṇḍ. Up. zwischen Kāṭh. Up. I und II einzureihen sei (95). Diese Probe mag die Nutzlosigkeit dieser Behandlung der Chronologie der Upp. illustrieren.

Die Chronologie stimmt im großen ganzen mit europäischen Ansichten überein, nur werden die älteren metrischen (Kāṭh. Up. usw.) und die jüngeren prosaischen (Maitr. Up. usw.) als gleichaltrig mit den älteren prosaischen (Bṛh. Up. usw.) angesehen.

Der zweite Hauptteil des Buches, die Inhaltsangabe, ist unphilosophisch und bringt nichts Neues.

Bei der Kāṭh. Up. z. B. (258ff.) wird ausführlich die Parallele zwischen ihrem Dialog und dem der Bhag. Gītā ausgemalt, ohne daß wirklich ein wesenhafter Zusammenhang vorläge: denn in der Bh. G. wird ein Mensch in seiner Not mit philosophischer Argumentation über seine Pflicht aufgeklärt, in der Kāṭh. Up. wird ein Wissensdurstiger von seinem Lehrer religiös-dogmatisch belehrt. Aber auf das Vorkommen der Rahmenerzählung im Taitt. Br. wird nicht hingewiesen. Die Übersetzung von II, 1, 4 (262) ist falsch: der ātman sieht (d. h. erlebt) die Zustände des Schlafes und Wachens; die Termini

1) Nur S. 142 und 91: weil in den Saṃhitās auch Texte sind, die man Upaniṣads nennen kann, vgl. Īśā und Bāṣkala-Up. (131), besagt die Form nichts! Die Bṛhadaraṇyaka-Up. soll als Anhang an ein Brāhmaṇa prosaisch, die Īśā-Up. als Anhang der Saṃhitā metrisch gewesen sein.

svapnānta und jāgaritānta (= buddhānta) und die ganze Vorstellung sind aus Bṛh. Up. IV, 3, 9ff. entlehnt (während B. und R. in der Tabelle umgekehrt urteilen). Den Vergleich des Wagens hat Ranade (104) vorsichtig mit dem Phädrus verglichen; B. und R. zusammen (263) aber legen sehr kräftig andeutend nahe, daß die Kāṭh. Up. einige Jahrhunderte älter als Plato (was durchaus nicht bewiesen ist) und also doch wohl seine Quelle ist. Über die Auffassung des Sāṃkhya s. o.; aber die auffallende Stellung: indriya-artha-manas in I, 3, 10 umgehen die Verfasser (264), indem sie statt artha Pünktchen setzen! Dann wird erklärt, wie das an sich schon vedānta-ähnliche Sāṃkhya weiter mit Vedānta durchsetzt ist usw. Die Abhandlungen von Lüders über die Chānd. Up. in SBAW 1916, 1922 werden nicht benutzt.

Der dritte Teil, die philosophisch-historische Betrachtung bleibt ohne neue Ergebnisse.

Am ausführlichsten wird hier die Entwicklung der Kosmologie (= Kosmogonie?) erörtert; aber man vergl. die 'Ergebnisse' (439f.) mit der eigentlichen Abhandlung (330ff.). Daß 1. die Kosmologie in Gruppe III nur noch eine untergeordnete Rolle spielt (439) wird wohl auch 362 und 365 aus theoretischen Erwägungen abgeleitet; aber S. 334 werden für alle vier Gruppen gleich viel Beispiele von Kosmologien angeführt. Statt des 2. Ergebnisses, daß zwischen Gruppe I und II die Kosmologie vom ritualistischen zum symbolischen, psychologischen und intellektualistischen Interesse übergeht, wird vielmehr (336) gezeigt, daß schon in Gruppe I das Psychologische vorwiegt; daß allerdings vom Ait. Ār. zur Maitr. Up. das psychologische Wissen tiefer (besser: umfangreicher) geworden ist, wird ohnehin niemand bezweifeln. Das Symbolische wird (337f) wieder gerade mit Gruppe I belegt und das Ethische (= Intellektualistische?) mit nur einer Stelle aus Gruppe III (338). Daß es 3. ein Fortschritt ist, wenn statt Prajāpati später brahman oder ātman am Anfang steht, ist nichts Neues. Statt des 4. Ergebnisses, daß die 'gewöhnliche' Vorstellung der Schöpfung des Seins aus Nichtseiendem später durch die der Umgestaltung des Seins aus Seiendem ersetzt wird, wird wieder (341) die ältere Lehre mit Stellen aus Gruppe 1, 3, 8(!), 5 belegt, die spätere mit 3, 6, 7.

Sucht man etwa sonst in wichtigen Fragen Belehrung, findet man Steine statt Brot.

Z. B. die Diskussion über brahman (346ff.). In der Polemik gegen die altbekannten Deutungen wird zwar Hertel abgelehnt, aber in einer Note (351, vgl. 353) eine gewisse Möglichkeit für ihn zugelassen. Die Begriffsentwicklung soll sein: 1. Hymnus, 2. Veda als Totalität der Hymnen, 3. 'von da ist es nur ein Schritt' zum apara- oder nāma- oder śabda-brahman, 4. 'eine wichtige Station in dieser Entwicklung' ist brahman = der Brahmane, die Brahmanen als Klasse und deren Funktion, 5. 'danach war es unvermeidlich', daß das brahman, 'das als Opfer en miniature galt', 'eine wichtige Rolle in der Schöpfung' bekam, ja 'alle Macht der Welt' bedeutete.

B. und R. bleibt der Ruhm, als erste die gesamte Masse dieser heiligen Texte historisch bearbeitet zu haben. Hoffentlich wird die Arbeit bald wirklich geleistet.

Schoener, A. Clemens: **Armalurisches in früheuropäischen Namen.** Partenkirchen, Wettersteinstr. 9: Selbstverl. 1928. (107 S.) gr. 8°. RM 5 —. Bespr. von H. H. Figulla, Berlin.

„Armalurisches" ist die Fortsetzung von „Altdrawidisches" (s. meine Bespr. in OLZ 1928, Nr. 11, p. 989ff.), und behandelt diesmal nur europäische Namen, für die drawidische Etymologien beigebracht werden sollen. „Armalurisch" ist eine ganz willkürliche Benennung für einen mutmaßlichen europäischen Zweig der „drawidischen Rasse" und ist zusammengesetzt aus den drei drawidischen Worten *ār* = Fluß, *mal* = Berg und *ūr* = Stadt.

Der Rezensent könnte sich kurz fassen und auf die oben zitierte Besprechung verweisen, denn was dort über die Methodik der ersten Schrift ausgeführt wurde, das gilt auch für die Fortsetzung. Aber der neue Titel „Armalurisches" zwingt zu größerer Ausführlichkeit. Wie schon erwähnt, ist dieser Begriff durchaus identisch mit „Drawidisch", was auch durch die dem Büchlein beigegebene drawidische Wörterliste dokumentiert wird, und hat zur Voraussetzung eine drawidische Grundrasse, deren Heimat irgendwo außerhalb Indiens lag und deren Vertreter genau so (westwärts) nach Europa wie (südwärts) nach Indien gewandert wären. Der Grundirrtum von Schoener besteht nun in der Annahme einer drawidischen Grundrasse. Gewiß, als vor Jahrzehnten die Sprachwissenschaft die südindischen Sprachen unter die Lupe nahm und deren enge Verwandtschaft untereinander wahrnahm, zunächst aber keine Beziehung zu andern Sprachstämmen feststellen konnte, da hielt sie es für praktisch und richtig, die Drawiden als besondere Rasse abseits zu stellen. Seitdem sind wir aber weiter gekommen, und besonders die Anthropologie stellt mit täglich neuen Argumenten fest, daß die Drawiden eine auf indischem Boden gewachsene und an ihn gebundene Mischrasse wären, deren Komponenten austroasiatische Autochthone, mongoloide Nagavölker und von Westen eingewanderte, noch unbestimmbare Elemente wären, wobei die Zusammensetzung der tamulischen Gruppe anders geartet ist als die der Telugugruppe.

Ist nun die drawidische Grundrasse nicht vorhanden, dann fällt auch die darauf gegründete Theorie Schöners mitleidlos zusammen.

Für die Gewaltsamkeit der Etymologien nur 2 Beispiele:

S. 48 wird Füßen zurückgeführt auf latein. pedibus, und dieses auf drawid. *pēḍ-ṟibu*[1] = Orts-

1) Wir wollen gar nicht darnach fragen, nach welchen Kriterien die Ansetzung von zerebralem bzw. dentalem *t* erfolgt ist, sondern nur folgendes erwägen: *pēḍ-ṟibu* in dieser Form wäre im Drawidischen etwas Unmögliches; die Telugugruppe müßte zwischen *ḍ* und *ṟ* einen Zwischenvokal einschalten, die Tamilgruppe aber müßte assimilieren, und *ḍ* + *ṟ* müßte dann unweigerlich eine harte Doppelkonsonanz ergeben. Niemals könnte daraus pedibu entstehen.

hügel; dabei sind als älteste Namen Vozen, Fuozin belegt, daneben latein. ad (!) faucibus (so!), die eine durchaus einleuchtende, auf „Schlucht" deutende Etymologie bieten, während gerade sub pedibus eine sekundäre falsche Übersetzung von „Füßen" sein dürfte.

S. 70 ist Partenkirchen behandelt. -kirchen wird als belanglos übergangen und Parten zerlegt in *pār-ṛana* = die an Felsbergen reiche (Gegend). „Gegend" ist also zugesetzt; doch soll über die Zu- oder Unzulässigkeit dieses Zusatzes nicht gestritten werden. Aber ṛana ist erstens gar kein drawid. Wort, sondern Sanskrit, und zweitens ist „reich an Felsbergen" gar keine charakteristische Bezeichnung für den speziellen Ort, wo doch die ganze Gegend aus nichts als Felsen besteht; ein geographischer Name notiert aber stets besondere Characteristica. Berücksichtigt man dies und nimmt man hinzu, daß auch der Name der Partnach dieselben Elemente enthält, dann hat man sich an Ort und Stelle nach einem charakteristischen Merkmal umzusehen, das geeignet ist, dem Fluß und Orte seinen Namen zu geben. Eine solche Stelle ist ohne Zweifel die Klamm, aus der der Fluß heraustritt, und in deren Nähe die Kirche erbaut war. Dann liegt es aber nahe, in Parten die bayrische Form für porta wiederzuerkennen, wie ja auch anderswo ähnliche Flußdurchbrüche als „Tore", „porta" bezeichnet worden sind: Eisernes Tor, Porta Westfalica[1].

Nur ein Wort noch über das beigefügte Glossar. Es enthält nur Worte der lebenden drawidischen Sprachen; für die vorliegende Arbeit müßten jedoch natürlich die urdrawidischen Formen herangezogen werden, die erheblich anders aussehen dürften, leider aber noch nicht bekannt sind. Dazu sind allzu viel Worte in dem Verzeichnis enthalten, die aus dem Sanskrit stammen: ṛana (s. o.) = dhana, pur(am), sindhu, kāka, kujil (= kokila), aḍi, angkam usw.; auch die drawid. Wörter sind nicht einwandfrei, z. B. dürfte *ṛannīr, ṛeṇṇīr* nicht hier aufgeführt werden, da das ein Kompositum ist aus *nīr* = Wasser und *ṛaṇ* = frisch, kühl.

Wirz, Paul: Der Totenkult auf Bali. Mit 46 Figuren und 101 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Stuttgart: Strecker & Schröder 1928. (XI, 140 S.) 4°. RM 20 —; geb. 25 —. Bespr. von R. v. Heine-Geldern, Wien.

Der Verf. hat sich die mühevolle Aufgabe gestellt, eine genaue Beschreibung der mannigfaltigen Bestattungsarten auf Bali und bei den Baliern Lomboks — Aussetzen der Leichen in der Wildnis, Begraben, Verbrennen, Begraben und späteres Verbrennen der Knochen, Verbrennen bloß in effigie — und vor allem des höchst verwickelten Verbrennungsritus mit den nachfolgenden Riten der Überleitung der Seele in die höheren Regionen des Himmels zu geben. Er stützt sich dabei vorwiegend auf eigene Beobachtungen und Forschungen während mehrerer Aufenthalte auf Bali, daneben auch auf die in der Literatur vorliegenden Berichte, hebt jedoch selbst die großen Schwierigkeiten hervor, die sich seinem Unternehmen entgegenstellten: Unwissenheit der Bevölkerung in Bezug auf den Gegenstand, Zurückhaltung der Priester, örtliche Unterschiede, die soweit gehen, daß bisweilen selbst unmittelbar benachbarte Ortschaften verschiedene Riten befolgen, ja daß für gewisse Teile des Zeremoniells jeder Priester seinen eigenen Ritus hat. Insbesondere die Deutung der einzelnen Bräuche ist infolgedessen, wie kaum anders zu erwarten, trotz der Bemühungen des Verf.s oft recht dürftig ausgefallen. Hier steht der künftigen Forschung noch ein weites Feld offen. Erkundungen an Ort und Stelle, stärkere Heranziehung der indischen und balischen, vielleicht auch der altjavanischen Literatur, und vor allem der Vergleich mit den entsprechenden, in wichtigen Punkten mit jenen Balis übereinstimmenden Riten des buddhistischen Hinterindien wird uns hoffentlich einmal dem Verständnis aller dieser Bräuche näherbringen, ihre historische Schichtung und ursprüngliche Bedeutung erkennen lassen, was angesichts des Überlebens alter indischer Formen in Südostasien zweifellos auch der Indologie im engeren Sinn zugute käme. Hierfür eine unentbehrliche Vorarbeit geleistet und eine feste Grundlage geschaffen zu haben, ist das bleibende und sehr anerkennenswerte Verdienst des Verf.s.

Ein eigenes Kapitel ist den Bali-aga gewidmet, den sogenannten Ureinwohnern, richtiger wohl jenen Bevölkerungsbestandteilen Balis, die das Hindutum nicht annahmen, wenn sie auch im Laufe der Zeit dann ausnahmslos mehr oder weniger stark von ihm beeinflußt worden sind. In ihren von Wirz hier beschriebenen und abgebildeten Kultplätzen mit Steinhaufen, aufrechtstehenden Steinplatten und aus Steinen aufgehäuften Umfassungsmauern ist, wie mir scheint, ein sehr wichtiges, wenn auch entartetes Bindeglied zwischen den megalithischen Kult- und Versammlungsplätzen Westindonesiens, Westbirmas, Assams und des Munda-Gebietes einerseits, Ostindonesiens andererseits nachgewiesen. Bedenken muß es jedoch erregen, wenn der Verf. die ursprüngliche Religion der Balier geradezu als „Steinverehrung" bezeichnet. Eine so große Rolle auch der Steinkult bei vielen Völkern Hinterindiens und Indonesiens, darunter zweifellos auch auf Bali spielt, dürfte es doch wohl keinen einzigen Fall geben, in dem er den eigentlichen Kern der Religion bildet. Auch muß zwischen dem Stein als Kultobjekt und dem Stein als Mittel und Werkzeug des Kultes (als Altar, als Ahnendenkmal usw.) genau unterschieden werden, und gerade, wo es sich um Megalithen oder ihre Verfallsformen handelt, wird man wohl kaum je von eigentlicher „Steinverehrung" sprechen können.

Die ausgezeichneten, sehr brauchbaren Abbildungen und die schöne Ausstattung des Buches sind besonders hervorzuheben. Dagegen macht sich das Fehlen eines Index recht unangenehm bemerkbar. Da wiederholt fremdsprachige Bezeichnungen ohne

---

1) Im Zusammenhang mit *pār-ṛana* zitiert Sch. iranische Namen wie Kambadene, Mardene und trennt: kamba-dene = hirsereiche Gegend, bzw. mardene = baumreiche Gegend; er weiß nicht, daß iranisches -ana überhaupt Ländernamen bildet, vgl. Bactriana, Gedrosiana und viele andere, die meist von Volksnamen abgeleitet sind.

nähere Erklärung vorkommen, hätte außerdem unbedingt auch noch ein ausführliches Glossar beigegeben werden sollen.

Sinologie.

Langlet, E.: Dragons et génies. Contes rares et récits légendaires inédits recueillis oralement au pays d'Annam et traduits. Paris: Paul Geuthner 1928. (XII, 229 S.) 8°. = Les joyaux de l'Orient, VII. 40 Fr. Bespr. von Walter Anderson, Dorpat.

Der Hauptmangel dieser interessanten Sammlung besteht darin, daß die hier veröffentlichten 21 Geschichten keineswegs getreu wiedergegeben, sondern nach europäischem Geschmack umstilisiert sind und z. B. von langen, im Volksmunde völlig unmöglichen Naturbeschreibungen wimmeln; was das Buch dadurch an Anziehungskraft für den Durchschnittsleser gewonnen hat, das hat es an wissenschaftlichem Werte verloren. Ein anderer, fast ebenso böser Mangel ist das Fehlen von Quellenangaben: nur bei dem letzten Stücke der Sammlung — das zudem kein Märchen, sondern eine wirkliche Lebensgeschichte ist — erwähnt L. Ort und Zeit der Aufzeichnung sowie den Namen des Erzählers.

Wenn der Herausgeber mithin durch beide Mißgriffe seine Sammlung zu einem großen Teil wissenschaftlich entwertet hat, so dürfen wir sie trotzdem keineswegs als wertlos bezeichnen: die verschiedenen Erzählungsschätze der einzelnen Länder Asiens sind uns noch überaus mangelhaft und ungleichmäßig bekannt (so existiert z. B. bis jetzt nur eine einzige Sammlung wirklicher persischer Volksmärchen: Lorimer, Persian tales, London 1919), und ein jeder neue Beitrag ist den Märchenforschern hochwillkommen; auch in Annam ist — trotz der Sammlungen von Landes, Des Michels, Dumoutier u. a. — noch sehr viel Unbekanntes zu holen.

Ihrem Inhalte nach gehören die annamitischen Geschichten L.s durchaus in den ostasiatischen Kulturkreis, und manche von ihnen werden wahrscheinlich auch in China bekannt sein. Von Erzählungsstoffen, die auch in Europa vorkommen, habe ich in dem ganzen Buche nur drei gefunden: S. 27—35 Rip van Winkle (aber in echt-ostasiatischer, z. B. auch in Japan bekannter Form), S. 47—60 Froschprinzessin, S. 205—211 Aschenbrödel.

Recht hübsch sind die von annamitischen Künstlern gezeichneten Illustrationen. Die Zahl der Druckfehler ist erstaunlich groß.

Mittler, Th.: Chinesische Grammatik. Einführung in die Umgangssprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Shantungsprache. Yenchowfu: Druckerei u. Verlag der Katholischen Mission 1927. (XXXVII, 515 S.) 8°. $ 6 —; Lwd. $ 6.30. Bespr. von W. Simon, Berlin.

Das vorliegende Werk stellt eine Neubearbeitung der 1909 in 2. Aufl. erschienenen Chinesischen Grammatik von Joseph Hesser dar. Wie sein Vorgänger belegt und erläutert es den in Lektionen aufgeteilten grammatischen Lehrstoff durch zahlreiche Einzelsätze, deren Verständnis eine unter die Zeichen gesetzte Umschrift, vorangehende Wörterverzeichnisse und nachfolgende Übersetzungen dem Lernenden auf jede Weise erleichtern. Die kurzen Hesserschen Vorbemerkungen sind zu einer 37 Seiten umfassenden Einleitung erweitert, die Bemerkungen zur Aussprache und Schrift und ein Verzeichnis der Klassenzeichen bringt. Ganz neu hinzugekommen sind 21 zusammenhängende Stücke, die fast ausnahmslos Wiegers „Narrations populaires" (3. Aufl. Ho Kien Fou 1903) und Gasperments „Études de chinois" (3. Aufl. Sienhsien 1925) entnommen sind, sowie ein alphabetisches deutsch-chinesisches Wörterverzeichnis, das die in den Lektionen vorkommenden Wörter, vermehrt um einige andere, zusammenstellt.

Wir haben es also mit einer stark vermehrten und auch vielfach verbesserten neuen Auflage zu tun. Als Verbesserung darf man z. B. die Berücksichtigung der Worttöne anführen, von deren Bezeichnung Hesser s. Zt., um den Anfänger nicht zu verwirren (!), abgesehen hatte. Sehr zu begrüßen wäre freilich, wenn die Töne nicht nur in den Wörterverzeichnissen angegeben wären, sondern, wie in Lessing und Othmers „Lehrgang der nordchinesischen Umgangssprache", in der fortlaufenden Umschrift die satzbetonten Wörter als solche kennzeichneten. Mit der Schantung-Aussprache wird man sich wohl oder übel abfinden müssen, ebenso mit der Angabe von 5 Tönen statt der 4 pekinesischen. Sollte infolge der veränderten politischen Verhältnisse das Nankinesische einmal führender Dialekt werden, so wird ja auch der Ju-scheng wieder praktische Bedeutung bekommen. Der von Mittler zugrunde gelegte Dialekt scheint freilich den Ju-scheng schon gelegentlich aufgegeben zu haben: 六 liu^4, 十 sche^2 昨 dsuo^3, 白 bee^3 usw.

Den deutschen Übersetzungen wünschte man — von Flüchtigkeiten, wie S. 131 Satz 7 „er" statt „du" oder S. 359 Satz 7 „spielen" statt „fluchen" abgesehen — gerade im Interesse des Lernenden öfters eine idiomatischere Färbung, gegebenenfalls unter Hinzufügung der wortwörtlichen Übersetzung. Vgl. z. B. S. 151 Satz 6 „Als ich das vorige Mal mit ihm Sachen verhandelte, geriet ich in seine Falle", oder S. 341 Satz 4 „Die Schuhe . . . drücken meine Füße" und Satz 12 „Die Schuhe . . . passen nicht zu den Füßen". Während in reichlich weitgehendem Purismus sämtliche grammatischen Fachausdrücke verdeutscht wurden, ist — wohl unter dem Einfluß des Französischen — S. 403 憲法 mit „Konstitution" statt mit „Verfassung" übersetzt. Noch deutlicher ist der Einfluß der französischen Vorlage S. 406 spürbar, wo es von Sun Wens Rücktritt am Tage nach der Gründung der Republik heißt: „Nachdem dieser jedoch am zweiten Tage(!) der Gründung der Republik seine Entlassung eingereicht hatte (!).

Andererseits hat auch die französische Übersetzung gelegentlich nicht vor sprachlichen Mißverständnissen bewahrt: S. 353 wird der chinesische Satz „唉！放着牙狗你不脫生，你爲什麼脫生個母狗呢？" durch „Ah, lassen wir den Hund, aber warum willst du denn eine Hündin werden?" wiedergegeben, obwohl es bei Wieger (Narrations populaires S. 45) richtig heißt: „Aih! Pourquoi, faisant fi de devenir chien, veux-tu devenir chienne. (Vgl. zu der mißverstandenen Wortfügung „fang-dscho . . . bu" z. B. Giles' Wörterbuch unter 放 (2. Aufl. Bd. 1, S. 426) oder Wiegers „Chinois parlé" (3. Aufl. 1912) S. 162 nebst den Beispielsätzen Nr. 424, 7ff. S. 159 ist die chinesische Parataxe „到了家，說起話來，不拘說什麼，就是誇北京裡的好" nicht richtig in ein Satzgefüge übergeführt worden: „Zu Hause angekommen, begann er zu erzählen, und

in allem was er sagte, lobte und pries er Peking. (Wieger (a. a. O. S. 17): Quand il fut arrivé chez lui, dès qu'il se mettait à parler, à propos de n'importe quoi, il ne faisait que vanter les choses de Pékin).

Anfängern, die sich aus besonderen Gründen gerade die Schantung-Aussprache aneignen wollen, und Vorgeschrittenere, die gegen sie bereits gefeit sind, werden das Werk ohne Zweifel mit Nutzen durcharbeiten.

Brandt, J.: Introduction to literary Chinese. Peking: North China Union Language School 1927. (IV, 503 S.) gr. 8°. 27 sh. Bespr. von Erich Schmitt, Bonn.

Unter den höchst seltenen Erscheinungen einer methodischen Einführung in die chinesische Schriftsprache gehört das Buch von B. zu den pädagogisch besten. Es wird den an ein wirkliches Lehrbuch zu stellenden Anforderungen im weitesten Maße gerecht. Ganz besonders gelungen erscheint mir die Einteilung des grammatischen Stoffes. Gemäß dem Charakter der chinesischen Sprache, die eigentlich nur eine Syntax besitzt, hat Verf. das umfangreiche Material nach der verschiedenen, oft schwer fixierbaren Funktion der Partikeln geordnet. Die Stücke, anfangs leicht, werden immer schwerer und führen durch die verschiedenen Stilarten der Schriftsprache. Die ersten zehn Lektionen bieten noch den Vorteil der Gegenüberstellung der gleichen Erzählungen in Schrift- und Umgangssprache, was pädagogisch wertvoll ist, ebenso wie die in den Anmerkungen gegebenen „similar examples", in denen die Funktion einer bestimmten Partikel in verschiedenen Nuancen demonstriert wird. Jede Lektion besteht aus drei Stücken, von denen das letzte immer eine Sammlung syntaktischer Sätze ist. Diese sind meistens den Klassikern entnommen; allerdings wäre zu wünschen gewesen, daß Verf. jedesmal die betr. Stelle des Zitats angegeben hätte. Denn bisweilen sind die aus dem Zusammenhang gerissenen Sätze allein noch nicht immer richtig deutbar, und man muß zu der jedesmal am Schluß stehenden englischen Übersetzung greifen.

Die Auswahl der Stücke gibt eine gute Einführung in die verschiedenen Stilarten: es finden sich mehrere Novellen aus dem Liao-Chai, Documentary Papers, Newspaper Articles und schließlich Family Letters. Den schwierigen Partikeln 以, 之, 所 und 者 sind sogar ganze Stücke gewidmet. Die Transskription ist die Wadesche; allerdings muß hier auf den Mangel hingewiesen werden, daß zwischen u und ĕ nicht unterschieden wird. Beide Laute erscheinen als u, z. B. 足 tsu und tzu 字. Die Differenzierung durch s resp. z ist doch nicht ausreichend, besonders nicht für einen Autodidakten, dem das Buch sonst durchaus zu empfehlen ist. In den Vokabelverzeichnissen werden die verschiedenen Bedeutungen eines Zeichens gegeben, dessen spezielle Bedeutung im Stück dann kursiv gedruckt erscheint; eine gute Einrichtung, die nur leider nicht konsequent durchgeführt ist. Die Übersetzung zeigt ebenso wie die Auswahl der Stücke und Sätze größte Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit. Einige Kleinigkeiten sind mir aufgefallen. S. 82 ist der Satz 13 „寧可正而不足, 不可邪而有餘, unrichtig übersetzt mit „better to be straight forward and wanting in abilty than unprincipled and clever", statt „besser aufrichtig sein und nicht genug haben, als falsch (verderbt) sein und Überfluß haben". Unangebracht vom pädagogischen Standpunkt erscheint mir die Verwendung von Zeichen, die so selten sind, daß man sie in keinem europäischen Wörterbuch findet, z. B. das S. 14 stehende 踩, das sich nur im K'anghsi-Wörterbuch findet. Das darf man aber einem Anfänger nicht zumuten (das ist höchstens eine Probe für den Lehrer). S. 181 wird der Name Liao-Chai erklärt: liao, a fanciful name of a studio. Liao bedeutet in dieser Verbindung Zuflucht, eine Art „Buen Retiro", wo man sorglos ist, d. h. eben 聊 liao. S. 181 令去 heißt nicht „let him go", sondern „damit er gehe"; ling ist nicht zulassen, sondern veranlassen.

Das sind im Grunde nur ein paar Lappalien (auf die man allerdings in einem Buche, das als Basis für weitere Studien dienen soll, hätte achten sollen); und wenn Verf. in dem Vorwort sagt, daß er sich in einem 18 monatigen Kursus (es sind im ganzen 40 Lektionen) von der „practicability of his method" habe überzeugen können, so glaube ich ihm das vollauf. Infolge der vielen Vorzüge ist das Buch als eine zuverlässige und gewissenhafte, fast möchte ich sagen „deutsch-gründliche" Einführung in die Schriftsprache zu empfehlen; dabei sei aber nicht vergessen, daß ein bestimmtes Maß an Kenntnissen der Umgangssprache vorausgesetzt wird.

Castellani, Alberto: La Regola Celeste di Lao-Tse (Tao Tê Ching). Prima traduzione integrale italiana dal testo cinese, con introduzione, trascrizione e commento. Firenze: G. C. Sansoni 1927. (LXVII, 271 S.) kl. 8°. = Biblioteca Sansoniana Straniera No. 61. 10 Lire. Bespr. von Erich Schmitt, Bonn.

Es vergeht bekanntlich kein Jahr, das nicht wenigstens eine neue Übersetzung des Tao Tê Ching auf dem internationalen Büchermarkt auftauchen sieht. Was für einen wissenschaft-

lichen Wert die meisten dieser Publikationen haben, ist mittlerweile auch der Allgemeinheit nicht mehr unbekannt. So ist es erklärlich und verständlich, daß man jeder neuen Übersetzung zuerst mit dem nötigen Mißtrauen entgegentritt. Hier aber wird man — es genügt dazu schon ein erster Blick in das Buch — aufs angenehmste überrascht. Denn hier ist ganze und wertvolle Arbeit geleistet. Jeder Satz ist wissenschaftlich fundiert, hier wird der Leser nicht mit den gang und gäbe gewordenen „Einfühlungen" sprachunkundiger Laien abgespeist, sondern muß philologisch mitarbeiten. Studiert man dann das Buch eingehend, so sieht man, mit welcher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit Verf. ans Werk gegangen ist. Es zeigt sich, daß jede philologisch wertvolle europäische Übertragung des Tao Tê Ching berücksichtigt, bzw. verwertet worden ist, angefangen von Rémusat, l'iniziatore degli studi sinologici in Europa, Julien, Strauß, de Harlez, Legge, Borel, Carus, Dvořák, Grill, bis Wilhelm und Wieger. Mit allen setzt er sich auseinander und gibt treffende, prägnante Urteile über sie, immer rein sachlich bleibend.

Das Buch besteht aus drei Teilen: der Introduzione, der Übersetzung des Textes des Tao Tê Ching und den philologisch außerordentlich wertvollen „Note" (S. 141—271). Die Einleitung behandelt zuerst die Person des Philosophen (L' età che fu sua; l' uomo e l' opera; Lao Tsŭ e Confucio), dann sein Werk, das Tao Te Ching (La forma; il testo e il commento) und die sehr interessanten Ausführungen Questioni e Traduzioni) und schließlich: La dottrina di Lao Tsŭ (Cosmologia: Monismo; Etica: il Non-Fare und Politica: Assenzionismo trascendentale). Daran schließt sich die Übersetzung des Tao Tê Ching. Bei jedem Kapitel ist unter dem Strich der kurze Inhalt philosophisch zusammengefaßt, die Kapitelüberschriften aus der Ho-Schang-Kung-Ausgabe übersetzt, sowie auf die dem Sinn nach zusammengehörigen Parallelstellen hingewiesen. Den „Note" am Schluß sind die rein philologischen, textkritischen Untersuchungen vorbehalten. Die Übertragung des Textes ist mit der größtmöglichen Gewissenhaftigkeit und Anlehnung an den Urtext vorgenommen. Und trotz der peinlichen Akribie, mit der Verf. die feinsten Nuancen in der italienischen Übersetzung abwägt, verliert er nie den Zusammenhang der großen philosophischen Konzeption Lao-tzes. Ein Beispiel möge genügen: man vergleiche C.s meisterlich-klare Übertragung der Eingangszeilen des Kap. 13 „Schifar la Vergogna" 寵 恥。寵 辱 若 驚 貴 大 患 若 身 la grazia e la disgrazia son simili al timore, la grandezza un gran dolore simile alla persona. Und nun lese man dazu Wilhelms Übersetzung, die ganz unverständlich bleibt: „Gnade ist beschämend durch die Furcht. Ehre ist ein großes Übel durch das Ich". Der Kontext ergibt, daß 辱 hier nicht verbal (oder adverbial) zu fassen ist, sondern gleichwertig substantivisch wie 寵. Oder wieviel sinngemäßer ist es, wenn C. in Kap. 14 die drei mystischen Attribute des Tao im Sinne von Ho-Schang-Kung mit l' invisibile, l' inaudibile und l' impalpabile wiedergibt, als wenn Wilhelm diese Begriffe 夷 希 微 I, Hsi und Wei (die ja einstmals, was auch der gut unterrichtete C. auf S. 162f. erwähnt, den Anlaß gaben, darin den Namen Jahveh zu lesen!) übersetzt mit „Gleich, Fein, Klein". Und der Schlußsatz 此 三 者 不 可 致 詰 lautet bei C. richtig; „queste tre cose non si possono scrutare", während Wilhelm schreibt: „diese Drei kann man nicht trennen". Es würde zu weit führen, noch mehr Beweise für die vorzügliche Arbeitsmethode des Verf. zu erbringen.

Daß natürlich in der Übersetzung eines so schwierigen Textes wie des Tao Tê Ching auch Passagen sind, mit denen man nicht übereinstimmen kann, wird nicht verwundern. Z. B. kann ich der Übersetzung des berühmten Satzes aus Kap. 6: 谷 神 不 死 是 謂 玄 牝 l' anima del vôto non more, essa è la misteriosa madre" nicht mehr folgen. Viel einleuchtender als Wang Pi ist der Ho-Schang-Kung-Kommentar in diesem Fall, dem sich auch de Groot (Universismus S. 110) angeschlossen hat. Danach möchte ich übersetzen, wie es auch de Groot tut: Was die Seele so nährt, daß man nicht stirbt, das ist das Yang (denn 玄 oder auch 元 ist gleich 天 Himmel, der dem Yang entspricht) und das Yin (denn 牝, das wohl ursprünglich das Tierweibchen bedeutet, steht hier als pars pro toto für 陰 Yin, wie auch Ho-Schang-Kung es erklärt). Damit fällt die künstliche „misteriosa madre" fort, die ja schon manches Unglück angerichtet hat (vgl. E. Erkes: Chinesische Literatur S. 23, wo 玄 牝 als das geheimnisvolle Tierweibchen, die Weltgebärerin erscheint, in der Erkes eine tiergestaltige, dem totemistischen Zeitalter entstammende Göttin erblickt!). Überdies gibt Couvreur die Verbindung 玄 牝 aus der taoistischen Literatur mit „homme devenu immortel" wieder, woraus zu schließen ist, daß eben diese beiden Teilbegriffe hier das Ganze bedeuten, nämlich das Tao. Ferner möchte ich noch Eines erwähnen, woran ich Anstoß nehme: S. XXVI erklärt C., daß er in Lao-tze einen Vertreter des südchinesischen Geistes sehe im Gegensatz zu Kon-

fuzius, dem Repräsentanten des Nordens. Das ist ein geographischer Irrtum, auf den schon mein Kollege Hauer (in seiner Besprechung von Wilhelms „Lao-Tse und der Taoismus" in der OLZ 1926, Nr. 11/12 Spalte 1017ff.) hingewiesen hat. Dieser letzte Mangel aber wird überreichlich aufgewogen durch die oben genannten Vorzüge des Buches. Besonders erwähnt sei auch noch, daß Verf. in seinen „Note" auf die Parallelstellen im Chuangtze, Lieh-tze, Huai-Nan-Tze und Han-Fei-Tze hinweist, und außer den genannten bekannten Kommentatoren Wang-Pi und Ho-Schang-Kung noch die anderen des Wu-Ch'êng (wofür Verf. Ch'ing, offenbar in Anlehnung an die Wyliesche Transkription in seinen „Notes on Chinese Literature" S. 173 schreibt) und des Chiao Hung, um die geringeren nicht in einer kurzen Besprechung auch noch aufführen zu müssen, benutzt und verwertet hat. Sehr wertvoll ist auch der kurze Überblick über die Entwicklung des Taoismus zur Kirche (Chang Taoling) und Religion bis zur Begründung der modernen Gesellschaft Tao-Yüan, La Corte della Dottrina (1921).

Zusammenfassend möchte ich sagen: C.s Arbeit ist die vorletzte, die man über das Tao Tê Ching vom wissenschaftlichen Standpunkt aus schreiben konnte. Diese muß jeder benutzen, der das letzte Werk darüber veröffentlichen will, das eine wörtliche Übersetzung der verschiedenen Kommentare (vor allem auch der ganz modernen, z. B. des Liang Ch'i-chao) und ein Register der Terminologie Lao-tzes zu enthalten haben wird. Offenbar lag es in der ursprünglichen Absicht des Verf.s, die von ihm benutzten Kommentare im Wortlaut zu geben. S. 143 gibt er in den „Note" zum 1. Kap. Il commento cinese, d. h. Wang Pi, Lü Chi Fu, Li Hsi Chai, Ku Pen Chi Chu und Su Tsü Yu. Später erscheint nur noch gelegentlich ein ganz kurzer Auszug aus den Kommentaren. Diese Fortlassung erklärt Verf. (S. 143): „Do qui un breve saggio del commento cinese con cui avrei voluto volentieri accompagnare ogni capitolo della mia traduzione, se la Biblioteca Straniera mi avesse potuto consentire l' uso degli ideogrammi". Vielleicht hätte die Übersetzung des Kommentars schon ohne chinesische Zeichen genügt. Solange wir also noch keine Ausgabe mit der vollständigen Übertragung aller wesentlichen Tao Tê Ching-Kommentare besitzen, ist C.s Buch infolge seiner wissenschaftlichen Solidität das letzte Wort in den textlichen Problemen. Es steht zu hoffen, daß das Buch, für welches die Wissenschaft dem Verf. Dank schuldet, sich den ihm gebührenden Platz in der großen Zahl der Tao Te Ching-Schriften erobern wird. Dem Verlage kann man zu dieser Publikation nur gratulieren.

Maybon, Albert: **Les Temples du Japon.** Architecture et Sculpture. Paris: E. de Boccard. (95 S.) 4°. Bespr. von B. Melchers, Kassel.

Der Titel des Buches läßt durch seine Betonung von „Architecture et Sculpture" die „étude technique" erwarten, die der Verlag ankündigt. Verstärkt wird diese Erwartung noch durch die fast feierliche äußere Form in Druckbild und eingehängten Tafeln. Aber das Vorwort kennzeichnet schon in seinem ersten Absatz: „Nous approchons de Nara, voici la colline des ‚Jeunes Herbes', dit mon ami japonais dont la voix tremble . . . Le nom de Nara dans l'âme d'un Japonais bien né rend le même son que les syllabes d'Avignon, d'Arles, de Nîmes dans la conscience d'un Français méditerranéen . . ." die Eigenart des Verf.s, stimmungsmäßige Wirkungen zu suchen, und drückt in den letzten Absätzen seine Absichten aus:

„Cette architecture reflète les qualités de naturel, de simplicité, de franchise, d'obéissance, de discipline de ce peuple. Et la statuaire dit son âme attentive, recueillie, vite émue, son âme humaine.

C'est à travers l'histoire des sectes bouddhiques nippones que l'on pourrait le mieux suivre le développement de l'architecture et de la sculpture sacrées au Japon.

Mais il faudrait au préalable considérer l'esprit shintô, élément ethnique modificateur de toutes les conceptions religieuses, philosophiques et artistiques empruntées aux civilisations continentales.

Cette étude, simple assemblage de notes, la plupart prises sur place, d'où ont été écartées toute description de couleur littéraire, toute impression trop personnelle, se présente comme un essai d'application, sous une forme sommaire, de cette méthode".

Bewußt vermeidet Maybon jeden Hinweis auf Quellen und Literatur, aber leider auch auf die beigegebenen Abbildungen. Das wäre verständlich, wenn diese durch Auswahl und Anordnung das im Text gegebene Bild selbständig umschrieben und verdeutlichten. Das tun sie aber nicht, sondern erwecken den Eindruck einer mehr zufälligen Zusammenstellung.

So hat sich der Verf. eine zumal auf verhältnismäßig beschränktem Raume fast unlösbare Aufgabe gestellt: eine so fremde Kunstwelt nur durch das Wort lebendig zu machen. Was helfen z. B. alle japanischen Fachausdrücke der Baukunst ohne die entsprechenden Zeichnungen, aus deren vorhandenen Fülle schon 1907 Baltzer seine „Architektur der Kultbauten Japans" aufbaute. An sich wäre eine Ergänzung dieser streng sachlichen Arbeit durch ein Werk im Sinne des vorliegenden nur zu begrüßen. Allerdings wäre es dann doch nötig, mehr als es in beiden Darstellungen geschehen ist, die japanische Kunst in ihren Zusammenhang mit der chinesischen zu stellen.

Maybon gliedert seine Ausführungen der vorgezeichneten Methode entsprechend in folgende Abschnitte: 1. Shintoisme et Bouddhisme. 2. L'architecture. 3. La statuaire. 4. l'oeuvre d'une élite. — Nur als das Werk weniger „Heiliger", weniger großer Geister scheint ihm die geschilderte Kunst der frühen Jahrhunderte zu erklären und das Versiegen der schöpferischen Kräfte nach dem XIII. Jhd. — 5. Fragments. — In diesem Abschnitt versucht er gegenüber den Längsschnitten der drei ersten durch Einzelbilder: La légende et le Shintô. — Hôryûji et Nara,

VII^e et VIII^e siècles. — Le paradis d'Amida, XI^e siècle. — Kamakura et le „Zénisme", XIII^e siècle. — Le mausolée, XVII^e siècle. — die heiligen Stätten Japans uns lebendig zu machen.

Südsee, Afrikanistik.

Steinen, Karl von den: **Die Marquesaner und ihre Kunst.** Studien über die Entwicklung primitiver Südseeornamentik. Nach eigenen Reiseergebnissen und dem Material der Museen. Bd. II: **Plastik.** Mit einer Einleitung über die „Materielle Kultur" und einem Anhang „Ethnographische Ergänzungen" (V, 292 S. m. 273 Abb.) 4°. Bd. III: **Die Sammlungen.** (823 Photogr. u. Zeichn. auf 84 Taf.) 48 : 33, 5 cm. Berlin: Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1928. Zus. RM 120 —. Bespr. von Paul Hambruch, Hamburg.

Die vorliegenden beiden Bände schließen das groß angelegte Werk Karl von den Steinen's ab. Der erste Band erschien 1925 und wurde in der OLZ 1925, 750ff. eingehend besprochen. Er war der Geschichte der Inselgruppe und zumal der Tatauierung nebst einer vergleichenden Einleitung über diesen Brauch in Polynesien gewidmet. Von den beiden hier zur Besprechung stehenden, im Frühjahr 1929 erschienenen Bänden beschäftigt sich Band 2 mit der „Plastik". Band 3 „Die Sammlungen" bringt als Tafelatlas die geradezu ungeheure Fülle der von der Marquesasgruppe erhaltenen gegenständlichen oder in Zeichnungen und Photos erhaltenen Dokumente ihrer materiellen Kultur und Kunst. Wie man es von den Untersuchungen und Arbeiten des leider am 4. Nov. heimgegangenen Verf. gewohnt ist, legt er die Ergebnisse seiner langen, emsigen, gründlichen Forschertätigkeit mit bemerkenswerter Objektivität in streng wissenschaftlicher Form vor und doch so geartet, daß nicht allein der Völkerkundler, sondern zweifellos weitere Kreise, besonders alle, die mit Eingeborenenkunst sich beschäftigen, vom Studium dieses Werkes einen ganz großen Genuß haben werden und einen inneren Gewinn davontragen. Was den Lebensäußerungen des nahezu ausgestorbenen Marquesasvolkes Fülle, Kraft und Farbe gab, wird in den beiden Bänden wieder zum Leben erweckt. Unmittelbar wird der Eingeborene wieder vor uns lebendig in der Spannkraft seiner künstlerischen Formkraft, die wohl berufen ist, dünkelhaften Europäerhochmut zu dämpfen. Wiederum mahnt dies Werk, daß es hohe Zeit ist, die Dokumente der eingeborenen Kulturen, die geistigen und gegenständlichen, zu bergen, ehe es dafür zu spät wird; mit den heute üblichen kostspieligen Filmexpeditionen, deren oberflächlichen, unzulänglichen Reiseberichten oder durch von großen Tageszeitungen entsandte Journalisten und Schriftsteller ist es nicht zu schaffen; an wohlvorbereiteten Völkerkundlern fehlt es nicht, auf keinem Gebiete!

Band 2 und 3 stellen nach dem Vorwort des Verf. eine innere Einheit dar. Das umfangreiche, größtenteils unveröffentlichte Material restlos vorzulegen, der Wunsch, den alten Kulturbesitz der Marquesaner noch einmal im Bilde geschlossen auferstehen zu lassen, ließen den Tafelatlas ins Leben rufen. Er bildet die unbedingt notwendige Ergänzung zu den eigentlichen Textbänden 1 und 2.

Der Band 2 ist überwiegend der Plastik gewidmet (S. 75—182). Diesem Abschnitt „Die Tikikunst" ist eine Darlegung der „materiellen Kultur" vorausgeschickt (S. 1—74). Sind diese Kapitel unter Berücksichtigung der gesamten Literatur (vgl. Band 1) deskriptiv gehalten, legt der Verf. in den der Tikikunst folgenden Abschnitten „Geometrische Ableitungen des gravierten Armhebertiki" (S. 183—218) und im „Rückblick: Die Wege einer unfreien Kunst" (S. 219—248) die Ergebnisse vor, die ihn die kritische Auswertung der marquesanischen Kunst gewinnen ließ.

Eine ausgezeichnete Stoffanordnung, in derselben eine klare, übersichtliche Gliederung, erleichtern die Benutzung des Werkes und ein schnelles Zurechtfinden darin — wobei einem am Schluß des Werkes noch die „Ethnographischen Tabellen und Ergänzungen" wie ein lückenloses „Sachregister zu Band 1—3" (S. 249—289 und S. 290—292) zu Hilfe kommen — während der lebendige, frische Stil die Lesung zum Genuß werden läßt.

Die „materielle Kultur", eng mit der Kunst verbunden, wird dem Leser vollständig vorgeführt: Die Tracht (Rindenbaststoffe), der Schmuck aus Blumen, Menschenhaar, Federn, Schildpatt, Muscheln, Holz, Delphin- und Potwalzähnen, das Wohnhaus, die Nahrung, die Werkzeuge, das Hausgerät, die Wasserfahrzeuge, die Fischereigeräte, Waffen und Würdezeichen, Musikinstrumente, Sport und Spiele, Knotenschnüre zum mnemotechnischen Behalten der Genealogien und Epen, Sakralia, Totenhütte und Marae (Begräbnisplatz). Hierzu gehören die Tafeln Alpha A—Z des Bandes 3. Zur Hauptsache kommt die alte Kultur zu Worte, doch wird darum der heutige in der europäischen Zivilisation völlig umgestaltete Kulturbesitz nicht vergessen oder vernachlässigt.

Die „Tikikunst" (hierzu Tafel Beta A—Z, zumal Tafel A—E, K, L und S des Bandes 3) behandelt die „Ahnenfiguren". tiki ist Figur sowohl der Skulptur wie der Zeichnung, verbal bedeutet es schnitzen wie zeichnen. Neben den urpolynesischen Flechtmustern bildet der Tiki das zweite Grundelement marquesanischer Kunst. In Stein, in Holz, in Menschenknochen,

Potwalzahn, Schildpatt — an Werkstoffen ist die Marquesasgruppe recht arm, um so höher sind deshalb die künstlerischen Leistungen zu veranschlagen — nimmt der Tiki nicht den lebenden Menschen zum Vorbild; das Haupt des Toten, gekennzeichnet durch die aus dem Munde heraustretende Zunge, die Kopfjagdbeute, der Ahnenschädel sind bestimmend. Kein Bildnis stellt zunächst eine ganz bestimmte Person dar, sondern nur vorübergehend wird durch Sprüche und Gebete ein Gott oder der Ahnengeist gewissermaßen in diesen Figuren inkarniert; der durch Namengebung geweihte Tiki, zumal wenn er einen Ahnen bezeichnet, ist allein wirksam; magische Kräfte werden ihm zugeschrieben; so ist er Gegenstand großer Verehrung, welche die der Göttertikis weit überragt. Tiki, welche den Namen der großen polynesischen Götter O'Atea, Tangaloa, Tane, Rongo tragen, fehlen überhaupt. Wahrscheinlich sind „deren Namen durch Spaltung und Zersplitterung nach einzelnen Eigenschaften in eine unbeschränkte Vielheit ausgeartet und ist ihre Würde auf nähere, tatsächliche oder legendarische Ahnen des heutigen Volkes übergegangen". Die alten Träger der Naturgewalten sind durch die vergöttlichten Ahnen einer geschichtlichen und dichterischen Tradition zurückgedrängt; sie allein überwachen das Schicksal der Lebenden, die ihnen ob des Terrors des Menschenopfers mehr in Furcht als in Liebe nahen. In der Zusammenschau eines ungeahnten Tikimaterials widmet sich der Verf. in Einzeluntersuchungen den Darstellungen der verschiedenen Kunstformen; den kleinen und den großen, oft viele Tonnen schweren Steintikis der Marae, den steinernen, als Netzsenker beim Schildkrötenfang verwendeten kleinen, Rücken an Rücken stehenden Doppeltikis, den hölzernen Pfostentikis an den Begräbnisstätten der Häuptlinge und Priester und den Kanutikis der Modellboote, ehemals bedeutsam bei den zeremoniellen Dankfesten für einen glücklichen Schildkrötenfang. Gebunden und unfrei, wie die marquesanische Kunst sich ihren Betrachtern offenbart, macht sie diese Unfreiheit in den grotesken Varianten der Tikifiguren gewissermaßen wieder wett. Die starre Gebundenheit löst sich besonders in der figürlichen Miniaturplastik in Leben atmende Szenen auf. Auf Einzelheiten hier eingehen — so verlockend es sein möchte — den Huckepack-, den Kletter-Tiki, die Stilisierung, Ornamentierung, Übertreibung bzw. Verkümmerung von Körperteilen, wie sie an den Stelzen, oft in Verbindung mit Geflechtmustern, auftreten, an Kanuzierraten, Fächergriffen, Häuptlingsstäben, Paddeln, Keulenköpfen, Schildpattdiademen, steinernen Brotfruchtstampfern u. a. würde den Rahmen dieser Besprechung überspannen. — Eine sekundäre Motivrolle spielt in beschränktem Maße die Eidechse, das Gottmedium der Austronesier — auf der stark polynesisch beeinflußten Karolineninsel Ponape wurde mir gelegentlich der Aufnahme der Ruinen in Matolenim auf der Kultstätte Pankatra des Donnergottes Nān Jápuĕ der Rest des Tempels der Rieseneidechse (Krokodil?) Nān kiĕl mau 1910 gezeigt — die auf den Marquesasinseln schematisiert in das die Arme hebende Kleintiki des Etua überleitet. Dieser Etua-Armhebertiki ist wegen seiner zahlreichen von ihm ausgehenden Ableitungen eine gewichtige Persönlichkeit (vgl. Abschnitt: „Geometrische Ableitungen" usw. S. 183ff.). „Mit Ausnahme des altplektogenen (auf Geflechtsmuster zurückgehend) geht auf ihn die gesamte geometrische Ornamentik wohl der früheren und sicherlich der späteren Zeit zurück". Die „Mänder" und „Svastika-" Ornamente leiten sich aus ihm ab. Wie die heutige entwurzelte Generation die hohe Kunst ihrer Vorfahren versteht und oft sinnlos nachbildet, zeigt der Verf. an den „Kunstleistungen" der Fremdenindustrie (hierzu auch Tafel Delta A—E, besonders E des Bandes 3), die weiter schafft für gut zahlende Sammler. Selten findet sich darunter ein Stück, das einen Vergleich mit den alten aushält. Kein Wunder, wo aus der Erinnerung geschaffen werden muß, weil die meisten wertvollen Objekte längst von den Inseln weggeholt wurden.

Im „Rückblick" (S. 219ff.) faßt der Verf. noch einmal das Wesentliche der gebundenen, stilisierenden marquesanischen Kunst zusammen, deren Gebilde aus dem Mythus zu interpretieren sind; erörtert wird das Zwischengebiet der aus Geflechtsmustern und Tikivorbildern hervorgegangenen und abgewandelten Ornamentik, deren Entwicklungsendglieder gar so häufig in einander übergehen. Eine besondere Untersuchung gilt dem Spiralen-Motiv, wobei dem Leser ein tiefer Einblick in ein anderes polynesisches Kunstgebiet gewährt wird, in das der Maori auf Neu Seeland.

Diese gründliche kunst- und stilgeschichtliche Untersuchung für die Marquesasgruppe gehört zu den ganz großen Leistungen auf völkerkundlichem und kunstwissenschaftlichem Gebiete. Sie läßt die ähnlichen Arbeiten des Schweden Stolpe und des Neuseeländers Hamilton weit hinter sich. Methodisch wird sie für die Zukunft einzig vorbildlich bleiben. Hoffentlich finden sich Völkerkundler oder Kunstwissenschaftler, die etwas vom Geiste Karl von den Steinens verspüren.

Dem Verlage sei ein aufrichtiger Dank ab-

gestattet dafür, daß er dies prächtige Werk in so ausgezeichneter Weise herausbrachte und ausstattete, wobei ihm die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und der Altmeister amerikanischer völkerkundlicher Wissenschaft Prof. Boas in New York hilfreich Beistand leisteten.

Zyhlarz, Ernst: **Grundzüge der nubischen Grammatik** im christlichen Frühmittelalter (Altnubisch). Grammatik, Texte, Kommentar und Glossar. Leipzig: Deutsche Morgenländische Gesellschaft; in Komm. bei F. A. Brockhaus 1928. (XVI, 192 S.) gr. 8° = Abhandl. für die Kunde des Morgenlandes, hrsg. von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XVIII, 1. RM 17 —. Bespr. von W. Czermak, Wien.

„Im Vorliegenden soll der Versuch unternommen werden, die Erscheinungen der Sprache des christlichen Nubiens (8.—11. Jahrh.), der einzigen tausendjährigen Sprache Innerafrikas, welche der Sprachwissenschaft erhalten ist, in ein diesen Erscheinungen angepaßtes grammatisches System zu bringen". So der Verf. im Vorwort (S. IX). Wer Z.s Grammatik durchgearbeitet hat, wird bestätigen, daß dies angesichts der kleinen Zahl altnubischer Texte, die uns vorliegen, vollständig gelungen ist. (Für die Texte s. in der Literaturangabe Griffith und Schäfer-Schmidt.) Der Name Altnubisch ist vom Verf. gegenüber dem früher gebräuchlichen „Mittelnubisch" richtig gewählt und begründet, da das Meroïtische keinesfalls als „Altnubisch" im Sinne des echten Nubischen bezeichnet werden kann.

Durch Zyhlarzs vortreffliche „sprachgeschichtlich vorarbeitende grammatisch-rekonstruktive Skizze" (S. XI) sind wir nun in der Lage, eine Reihe von Erscheinungen des Neunubischen (Nil- und Bergnubischen) besser zu verstehen und einen Überblick über ein Jahrtausend nubischer Sprachgeschichte, insbesondere der des Dialektes von Mahass und Fjadikkja, zu gewinnen, wobei die hochinteressante Tatsache sofort in die Augen springt, daß das syntaktische Bild der nubischen Rede in seinen Grundlagen durch ein Jahrtausend keine Umbildung erfahren hat — im Gegensatze zu anderen Sprachen, deren Stufen dieselbe zeitliche Distanz von einander aufweisen, wie z. B. die „althochdeutsche Literatursprache bayrischen Dialektes gegenüber den bayrischen Mundarten der Gegenwart" (S. IX). Leider fehlt der Raum, auf diese Dinge näher einzugehen.

Wenn Z. bestrebt ist, die Erscheinungen der Sprache „in ein diesen angepaßtes System zu bringen" (s. o.), so hätte er gewiß so manches noch zusammenfassen können, was in seiner Grammatik an getrennten Stellen steht; zwar ist Z. weit aus jener grammatischen Systematik herausgewachsen, die eine afrikanische Sprache in das Schema der antiken Grammatik zwängt, und wird der sprachpsychologischen Grundlage, aus der das nubische „System" erwächst, gerecht, ja er vermeidet es sogar geschickt, „ein bereits für einen neunubischen Dialekt herausgearbeitetes grammatisches System in das Gestaltungsbild der alten Sprache hineinzuzwängen und letztere so einzig im Lichte moderner Spracherscheinungen zu sehen" (S. X) — aber wie übersichtlich ließe sich, um nur ein Beispiel herauszugreifen, das Element ⲁ in seinen verschiedenen Funktionen, aus demonstrativ-lokaler Grundbedeutung hervorwachsend, in seiner Entfaltung und Differenzierung aufzeigen, wodurch so manche Wiederholung erspart bliebe; man könnte u. a. darlegen, wie in der Determinierung durch -ⲁ im Grunde dasselbe steckt wie in der Postposition -ⲁⲟ usw. (vgl. dazu S. 121: -ⲁ als „Rudiment von alten Qualitätsausdrücken des Seins"; „Sein" ist aber immer ursprünglich „Da-sein" und dieses bedeutet die „Unmittelbarkeit" wie ägypt. *ỉm* „hier" und *m* „in", das als „Kopula" im Identitätssatze den „Seinsbegriff" wiedergibt). Und ich glaube, daß trotz Zyhlarzs Scheidung von „emphatischem" -ⲁ und „prädikativem" -ⲁ (S. 103), diese beiden vokalischen Elemente doch zusammengehören; all das zeigt, welche Fülle der Fragen durch des Verf.s Arbeit sich aufrollen. Mögen die vielen, eigens konstruierten lateinischen termini technici ein wenig störend wirken — das Ineinanderfließen der grammatischen Elemente beim lebendigen Gebrauche hat Z. überall angedeutet und dabei mit einer Exaktheit und Genauigkeit gearbeitet, die sprachanalytisch kaum schärfer gedacht werden kann. Wenn man bedenkt, daß für manche Form oft nur eine Belegstelle angetroffen wird, Z. aber überzeugend ihr Vorhandensein nachweist und das Schema andeutet, in das sie gehört, so macht das seinem Scharfblick alle Ehre.

Nach einer Einleitung, in der der Verf. die Trennung zwischen „Äthiopen" und Nubiern und in Kürze die Verschiedenheit des Meroïtischen und Nubischen darlegt, folgt Abteilung I: Graphik (Alphabeth, Interpunktion), Abt. II: Phonetik (mit „Lautveränderungen" und „Lautwechsel"). Abt. III behandelt die „Formenlehre" (Nomen, Pronomen, Numerale, Verbum und Postpositionen). Wie sehr hier Z. den eigentlichen Aufbau der nubischen „Grammatik" fühlt und selbst den Weg andeutet, den der Grammatiker bei der Konzeption der „Formenlehre" gehen müßte, um

historisch und psychologisch dem Sprachgeiste ganz gerecht zu werden, zeigt § 197, in dem es u. a. heißt: „Streng genommen müßte ..... die ganze Formenlehre des Nubischen als die Lehre von den Postpositionen bezeichnet werden. ..... Diese sind es nämlich, welche dem Altnubischen .... den lebendig-anschaulichen Fluß der Rede verleihen". Und die Postposition der Bildungselemente erhält ihre innere Begründung aus dem syntaktischen Gesamtbild der Sprache, das vor die „Formenlehre" gehörte, von Z. aber — dem alten Gebrauche folgend — als Abt. IV (Syntax) an den Schluß gesetzt wird. Den an die Grammatik angeschlossenen, vier besterhaltenen Texten der nubischen Literaturdenkmäler ist eine Übersetzung beigegeben, die zeigt, wie tief Z. in die Sprache eingedrungen ist; ebenso ist der Kommentar reichhaltig und gut. An das Glossar, das außer den in den vier Texten enthaltenen auch die in den Fragmenten und Graffiti vorkommenden Wörter behandelt, schließt sich ein Anhang: „Altnubische Dialekte", deren Spuren von der Gründlichkeit des Verf.s nicht übersehen wurden.

So ist denn Zyhlarzs Buch für Studium und Erforschung des Nubischen nicht nur bestens zu empfehlen, sondern als Grundlage hierfür unentbehrlich, wofür sich der Verf. den Dank der Afrikanisten gesichert hat.

Zyhlarz, Ernst: Zur Stellung des Dārfūr-Nubischen. Sonderabdruck aus „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes", XXXV, 1—4. (S. 4—67) gr. 8°. Wien: Selbstverlag des orientalischen Institutes d. Univ. 1928. RM 3 —. Bespr. von A. Klingenheben, Hamburg.

Der Verf. vergleicht die von MacMichael über die darfur-nubischen Dialekte Midōbī und Birgīdī veröffentlichten Sprachproben mit den uns bekannten nil-nubischen und kordufan-nubischen Dialekten und gelangt dadurch zur Aufstellung von drei Haupt-Dialektgruppen des heutigen Nubischen: Nordnubisch mit den beiden Untergruppen Kenūz-Dongola und Fadikka-Mahas, Südwestnubisch, von dem nur das Midōbī bekannt ist, und Südnubisch, zu dem außer den verschiedenen kordufannubischen Dialekten auch das Birgīdī in Darfur gehört. Auf Grund des gegenseitigen Verhältnisses dieser Dialektgruppen, ferner der vom Verf. in einer größeren Publikation schon bearbeiteten altnubischen Sprachdenkmäler, historischer Nachrichten und der Überlieferungen der heutigen Nubier selbst entwirft Z. eine Skizze von den wechselvollen Schicksalen des nubischen Volkes, bei der er die Ursitze der Nubier im Süden, in Kordufan, ansetzt.

Man wird dem Verf. im großen und ganzen hinsichtlich der Verwertung seines Materials zustimmen können; zweifellos hat er aus seiner dürftigen und z. B. in phonetischer Hinsicht äußerst mangelhaften Quelle herausgeholt, was nur möglich war. Seltsam mutet heutzutage aber seine veraltete phonetische Terminologie an, nach der er *k*, *g* und *ṅ* in gleicher Weise wie *ḳ* „Gutturales" und *ǵ* einen „gutturalen Palatal" nennt. Mit einer anschaulichen Vorstellung von der Bildung der Laute läßt sich auch kaum die auf S. 8 gegebene Reihenfolge: Dentales, Gutturales, Palatales und Labiales vereinen. Allzu lapidar und daher kaum verständlich ist die Nomenklatur für die Struktur der Nomina auf S. 20f. Den Ausdruck „redupliziert" (S. 21) sollte man besser nicht für Konsonantenlänge bzw. -Gemination gebrauchen. Wenn *ḥ* einem vermutlich älteren *p* entspricht (S. 17), scheint mir die Ansetzung von *b* als Zwischenstufe ein Umweg zu sein. Trotz solcher Ausstellungen, die sich vermehren ließen, kann die Studie aber durchaus als eine willkommene Bereicherung unserer Kenntnis des Nubischen begrüßt werden.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Chronique d'Égypte 1928:

6 144—147 J. Capart, A propos d'une visite aux collections égyptologiques d'Allemagne et de Hollande (m. Abb. einer Scherbe m. ofenanblasendem Mann, Leipzig). — 150—152 Notes (m. Tafel, Speisenträgerinnen a. d. Ti-Grab, aus einer Serie von 200 Photos a. diesem Grabe). — 159—172 Camille Lagier, Plagiaires ou non? (zu Gabrielis Publikationen betr. Rosellini-Ungarellis Verhältnis zu Champollion). — 173—193 Marie Weynants-Ronday, La Famille de Khéops (zu Reisners Grabungen bei Gise und seinen Berichten Bull. Mus. Fine Arts XXV Suppl. und Nr. 151.). — 194—198 Auguste Dupouy, L'inscription de Philae (die Trilinguis des C. Cornelius Gallus m. Abb., novellistischer Text). — 199—202 Les Fouilles (Berichte aus Saqqara, Gise, Fayum, Der el bahri, Der el medine, Medamud). — 203—207 Les Livres (kurze Anzeigen u. a. von Cerny, Le culte d'Amenophis Ier chez les ouvriers de la nécropole thébaine; Scharff, Vorgesch. Gräberfeld b. Abusir; Davies, Two Ramesside Tombs at Thebes; Kuentz, L'oie du Nil; Meyer, Gesch. d. Altert. II 1; Baedeker). — 208—209 Nouvelles égyptologiques. — 210—212 Nécrologie (Schiaparelli, Frau Quibell-Pirie, Mace). — 213—215 Marcel Humbert, Papyrologie (zu Calderini, Contribution de la Papyrologie grecque à l'étude de la philosophie; Milne, Catalogue of the literary papyri in the Brit. Mus.) — 216—218 Varia. — 219—220 Enquêtes (zu Tacitus Ann. VI 28 über das Erscheinen des Phönix in Ägypten unter dem Konsulat des Fabius und des Vitellius). — 226—238 La bibliothèque.

7 30 Abb. einer Königsstatue (keine Beschreibung, wohl spät nach MR-Vorbild). — 36—38 La tombe de Nakht (Rekonstruktion der Wandbilder nach dem Original aus den Bildern und Abklatschen von Hay durch Frl. Band, m. Abb.). — 39—41 Musée (Neuerwerbungen, darunter Schminkschale [m. Abb.] Griff ein Steinbock u. Papyrusblüte). — 42—71 Populäre Aufsätze über Derelbahri, den großen Tempel, das Grab des Senmut und die Geschichte der Zeit von Joseph d'Hennezel und Marie Weynants-Ronday. — 72—73

Jean Capart, Au Metropolitan Museum. — 74 Ders., Au Musée de Boston. — 75—79 A Reisner, La stèle historique de Thoutmès III (zu Chron. d'Eg. VI, 206 über die am Gebel Barkal gefundene Stele mit Übersetzung der wichtigen Teile). — 80—84 B. van de Walle, Un égyptologue belge d'il y a un siècle (Van Alstein). — 85—96 Les Fouilles (Grabungen in Badari nach einem Aufsatz Bruntons in der Times, im Fayum nach der September-Nr. der Antiquity aus der Feder Miß Caton-Thompsons u. a.; Neue Bilder vom Grab des Tutanchamun in französischen u. englischen Blättern; Notizen über die französischen Grabungen in Theben usw.). — 97—124 Les Livres (*Pieper, Die Literatur d. alt. Äg. (B. van de Walle), *Borchardt, Die Entstehung der Pyramiden... (O. Gillain), *J. de Morgan, La Préhistoire orientale (B. van de Walle), *Gardiner-Sethe, Egyptian Letters to the Dead). — 129—134 Nouvelles égyptologiques. — 135—143 Papyrologie (A propos de chronologie: zu der Controverse Stein-Mattingly und dem Schlußwort von Milne JEA 14, 20 (Marcel Hombert); *Banques et Banquiers de l'anc. Eg. von Desvernois in Bull. Soc. arch. d'Alexandrie 23 (Marcel Hombert); *Jul. Penndorf, Grekaj Papyrosoj (M.-H.); Les Touristes en Egypte dans l'Antiquité (zu Baillet, Inscr. grecques et latines (Claire Préaux). — 144—155 Claire Préaux, Quelques caractères des lettres privées grecques d'Egypte. — 161—165 Varia. Wr.

Gnomon II 1926:

7 406—12 *Papyri Osloenses, Fasc. I: Magical Papyri edited by S. Eitrem (L. Deubner: Hauptstück ein Zauberbuch mit 19 Rezepten, mit einzigartigem Kommentar). — 413—20 *Drexl, Achmetis Oneirocriticon (K. Latte: das mittelgriechische Traumbuch gibt sich als Zusammenstellung aus indischer, persischer und ägyptischer Quelle). — 427—8 *Hogarth, The wandering scholar (Hiller v. Gaertringen: Bilder aus dem Leben eines reisenden Gelehrten). — 430—2 H. Lietzmann, Karl Holl †.
8 455—9 *Taeger, Alkibiades (H. Berve: ein Zerrbild histor. Betrachtung und Darstellung). — 459—63 *Ehrenberg, Alexander und Ägypten (F. Jacoby: sucht mit sorgfältiger Interpretation die Frage zu beantworten, was Äg. für A. gewesen ist u. was er für das Land bedeutet hat). — 478—81 *Hopfner, Fontes historiae religionis Aegyptiacae (K. Preisendanz: fast ganz auf literarische Texte beschränkte Sammlung aller griech. u. latein. Zeugnisse zur ägypt. Religion in zeitlicher Folge). — 482—90 *Schubart, Griechische Paläographie (G. Zereteli: meisterliche Untersuchung der Papyrusschrift).
9 539—44 *Busolt-Swoboda, Griechische Staatskunde (V. Ehrenberg: im Antiquarischen stecken geblieben, doch ein wertvolles u. fruchtbares Hilfsmittel). — 557—60 U. Wilcken, Bernhard P. Grenfell †.
10 561—9 *Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit 1—3 (H. J. Bell: reife Frucht der Lebensarbeit eines Meisters auf seinem Gebiete). — 570—3 *Sundwall, Die italischen Hüttenurnen; Bryan, Italic hut urns (F. v. Duhn). — 574—85 *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft: Festschrift für Streitberg (A. Nehring, zitiert daraus S. 580 Joh. Friedrichs Bericht über die bisherigen Ergebnisse der hethitischen Sprachforschung und den Aufsatz von G. Ipsen, Der alte Orient u. die Indogermanen, wo der interessante Versuch gemacht sei, die geschichtliche u. kulturelle Entwicklung Europas u. Asiens aus den natürlichen Bedingungen des histor. Raumes zu erklären). — 608—12 *Heichelheim, Die auswärtige Bevölkerung im Ptolemäerreich (E. Bickermann: sorgfältige Prosopographie der Nicht-Ägypter im Lagidenreiche, aber ohne rechte Herausarbeitung der „staatsrechtlichen Grundbegriffe"; stellt gegen H. fest, daß die auswärtigen Kolonisten in der Rechtssprache der Lagiden allgemein „Hellenen" hießen, während Ausländer, ξένοι, vielmehr die den Lagiden nicht untertänigen Personen sind). — 612—6 *Kampers, Vom Werdegange der abendländischen Kaisermystik (H. Fuchs, scharf ablehnend diese Verarbeitung eines reichen Stoffes zum orientalischen, antiken u. mittelalterlichen Glauben an einen rettenden Weltherrscher). — 617—8 *Supplementum epigraphicum graecum cur. Hondius (O. Kern: internationales Unternehmen, das alljährlich den epigraphischen Zuwachs registriert, nach dem Beispiele der lateinischen Ephemeris epigraphica von Mommsen).
11 645—50 *Roussel, Délos (G. Karo: lobend, verweist zu den archaischen Löwen am Heiligen See auf die Bedeutung ägyptischer Anregungen). — 650—3 *Zieliński, La religion de la Grèce antique (K. Latte, ablehnend). — 654—66 *Bell-Crum, A Greek-Coptic glossary [in der Zeitschrift Aegyptus] (W. Crönert, führt das Londoner griech.-kopt. Glossar auf die Schriftgattung lat.-griech. Schulgespräche als Quelle zurück und behandelt anschließend den Schreiber dieser und ähnlicher Blätter, den aus den Aphroditopapyri bekannten oberägyptischen Dichter Dioskoros). — 685—7 F. Behn, Das Mithraeum in Dieburg (Hauptfund das abgebildete Kultbild, das von dem bekannten Normaltypus starke Abweichungen und Neuerungen zeigt).
12 712—7 *1. Waldschmidt, Gandhara, Kutscha, Turfan; 2. v. Le Coq, Bilderatlas zur Kunst und Kulturgeschichte Mittelasiens (V. Müller: 1. gute Einführung, die an Hand einer trefflichen Auswahl mit den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen bekannt macht und die antiken, iranischen, indischen u. chinesischen Elemente richtig aufzeigt; 2. zeigt eine erstaunliche Fülle von beobachteten Parallelen u. aufgedeckten Beziehungen). — 744—5 *P. M. Meyer, Hamburger Papyrusurkunden Band I Heft 3 (W. Schubart: wertvolle Texte mit noch wertvolleren Erläuterungen). — 746—7 M. Schede, Deutsche Ausgrabungen in Ankyra und Aezani. — 748—9 H. Fuchs, Ein Apokryphenfund (Entdeckung eines neuen apokryphen Evangelientextes in einer Hereforder Handschrift in England, die sich als einen auf eigener Anschauung beruhenden Bericht des Herrenbruders Jakobus über die Geburt Christi gibt). — 749—51 *Spiegelberg, Die Glaubwürdigkeit von Herodots Bericht über Ägypten im Lichte der ägypt. Denkmäler (G. Roeder: betont die Zuverlässigkeit von H.s eigenen Beobachtungen). E. Kühn.

Indian Art and Letters N. S. 2 1928:

1 1—8 H. V. Lanchester, Traditional Architecture as developed in Southern India. — 9—20 G. Coedès, New archaeological Discoveries in Siam (8 Tf.). — 21—7 A. Foucher, The French Archaeological Delegation in Afghanistan (15 Tf.). — 28 Suzanne Karpelès, An example of Indo-Khmer Sculpture (1 Tf.). — 29—32 Paul Pelliot, Emile Senart.
2 Marathi literature: 43—9 1. C. A. Kincaid, The Poet Mahipati († 1790). 2. 49—61 Y. R. Parpia, Marathi social Ballads. — 62—3 M. B. Garde, Ancient Monuments in the Surwaya Fort (Gwalior; Tf. 7—10). — 63—7 Ajanta (mit 4 farb. Probetaf. aus der neuen Veröff. von G. Yazdani). — 68—76 W. F. Stutterheim, Archaeological Research in Java during 1927 (Tf. 1—6). — 76 The French Archaeological Delegation in Afghanistan (Tf. 11—16: Ausgrabungen in Hadda bei Jelalabad). — 77—85 Jeanne Cuisinier, Collections of oriental Art in Belgium (Tf. A—H). — 96—7

*Prasanna K. Acharya, Indian Architecture acc. to Mānasāra-Śilpa-śāstra (E. B. Havell). — 97—8 *H. Cousens, The Chālukyan Architecture of the Kanarese Districts (J. V. S. Wilkinson). W. P.

Indian Historical Quarterly 4 1928:
4 605—11 Jadunath Sarkar, The last campaign of Shivaji. — 612—29 Umesh Chandra Bhattacharjee, The two Mīmāṃsās. — 630—6 G. Tucci, The Vāda-vidhi (vgl. JRAS 1928, 368). — 637—43 Jogendra Chandra Ghosh, A copperplate grant of Viśvarūpa Sena of Bengal. — 643—5 Soma Sundara Desikar, Nambi Āṇḍār Nambi. II. — 646—52 Chamupati, Vedic principles of the constitution of a State. — 653—66 Sukumar Ranjan Das, Seasons and the Year-beginning of the Hindus. — 667—78 Jyotirmay Sen, Aśoka's mission to Ceylon and some connected problems. — 678—694 Jainath Pati, Is Indo-Aryan invasion a myth? — 694—702 M. V. Kibe, Rāvaṇa's Laṅkā located in Central India. — 702—19 K. R. Pisharotti, Religion and philosophy in Kerala. — 720—724 Jogindra Nath Chowdhury, Social and economic condition of the people under the Bahmani Sultanate. — 724—740 Devaprasad Ghosh, The development of Buddhist art in South India. Amarāvatī Stūpa. (1 Tf.). — 740—50 Nihar Ranjan Ray, Some additional notes on foreign elements in the Hindu population (vgl. D. R. Bhandarkar in Ind. Ant. 1910). — 751—9 Sashibhusan Chaudhuri, On the identification of Śoṇācala and Aruṇācala in the Skandapurāṇa. — 760—4 Haricharan Ghosh, The date of Kaniṣka (Āra 78 n. C.). — 765—72 Ram Singh Saksena, Some unpublished Persian inscriptions from Kathiawad (1 Tf.). — 773—5 *M. Walleser, Sprache u. Heimat d. Pali-Kanons (Edw. J. Thomas.) — 775—8 Vidhushekhara Bhattacharya, Yogāvatāropadeśa (vgl. JASBe 1928, 249). — 778—82 O. Stein, Pāṇḍyakavāṭa (nicht P.-kavāṭa, sondern Pāṇḍyaka-vāṭa). — 783—6 Kshitish Chandra Chatterji, Misconceptions about some terms in Mīmāṃsā literature. — 791 Newly discovered Asoka edicts (die 14 Felsenedikte, im Kurnool-Distr., Madras-Pres.). — 795—803 *Gaurishankar Ojha, Hist. of Rajputana, in Hindi (Subimal Chandra Dutt). — 10 Tf. mit Bildnissen der Mitarbeiter. W. P.

Journal of the Bihar and Orissa Research Society 14 1928:
4 465—75 A. S. Altekar, Patna Museum third plate of Pravarasena II (Vākāṭaka-Dyn.). — 476—88 R. D. Banerji, The northern conquests of Kṛṣṇa III (Rāṣṭrakūṭa). — 489—538 ders., Pāla chronology (2 Tf.). — 539—47 G. Ramadas, Tri-Kalinga country. — 548—55 Sarat Chandra Mitra, Note on the Birhor legend about Ravaṇa's abduction of Sītā. — 556—60 ders., Notes on some South Behari godlings of fishery and hunting. W. P.

Kirjath Sefer, קריית ספר 5 1928/29:
3 *Blondheim, Les parlers judéo-romans et la Vetus Latina (H. Pflaum). — H. Rosenberg, Inedita von Ch. J. D. Azulai (Forts.). — G. Scholem, Zur Literaturgeschichte der Kabbala (Forts.).
4 *Encyclopaedia Judaica II (H. Pflaum). — *Klatzkin, Thesaurus philosophicus linguae Hebraicae I, II (Diesendruck). — *Aptowitzer, Parteipolitik der Hasmonäerzeit im rabb. und pseudepigraph. Schrifttum (J. Klausner). — *I. Löw, Flora der Juden I 2 (E. Hareubeni). — H. Rosenberg, Inedita von Azulai (Forts.). F. Perles.

Zur Besprechung eingelaufen.

101 Anstey, V.: The Trade of the Indian Ocean.
102 Baeteman, J.: Dictionnaire Amarigna-Français suivi d'un Vocabulaire Français-Amarigna. Dire-Daoua (Ethiopie).
103 Bertholet, A.: Dynamismus und Personalismus in der Seelenauffassung.
104 Bloch, C.: Priester der Liebe. Die Welt der Chassidim.
105 Blochet, E.: Musulman Painting XIIth—XVIIth Century.
106 Bornstein, D. J.: Einführung in das Hebräisch der Gegenwart. Methodische Texte und Erläuterungen.
107 Buch, W. J. M.: de Oost-Indische Compagnie en Quinam. De Betrekkingen der Nederlanders met Annam in de XVIIe Eeuw.
108 Ebersolt, J.: Orient et Occident. II. Recherches sur les Influences byzantines et orientales en France pendant les Croisades.
109 Geisler, W.: Australien und Ozeanien. 3. Aufl.
110 Koeppel, R.: Palästina. Die Landschaft in Karten und Bildern.
111 Kortleitner, F. X.: De antiquis Arabiae incolis eorumque cum religione Mosaica rationibus.
112 Loofs, F.: Theophilus von Antiochien Adversus Marcionem und die anderen theologischen Quellen bei Irenaeus.
113 Macnaughton, D.: A Scheme of Babylonian Chronology. From the Flood to the Fall of Nineveh.
114 Marschall, G.: Die „Gottlosen" des ersten Psalmenbuches.
115 Ranade, R. D.: A constructive Survey of Upanishadic Philosophy, being a systematic Introduction to Indian Metaphysics.
116 Salzmann, E. v.: China siegt. Gedanken und Reiseeindrücke über das revolutionäre Reich der Mitte.
117 Sirén, O.: Histoire des Arts anciens de la Chine. III: La Sculpture de l'Époque Han à l'Époque Ming.
118 Smith, G. A.: Jeremiah, being the Baird Lecture for 1922. Fourth Edition.
119 Soulié de Morant, G.: Histoire de la Chine de l'Antiquité jusqu'en 1929.
120 Strack, H. L.: Hebräische Grammatik mit Übungsbuch. 14. Aufl. neubearb. v. A. Jepsen.
121 Strzygowski, J.: Asiens bildende Kunst in Stichproben, ihr Wesen und ihre Entwicklung. Ein Versuch.
122 Ṭāhā Husain wa Aḥmad Amīn wa 'Abd al-Ḥamīd al-'Abbādī: Faǧr al-Islām. I.
123 Tschudi, R.: Vom alten osmanischen Reich.
124 Wegener, G.: China. Eine Landes- und Volkskunde.
125 Weidenbach, H.: Der Sprachlautglobus.
126 Wilde, W. J. de: De messiaansche Opvattingen der middeleeuwsche Exegeten Rasji, Aben Ezra en Kimchi. Vooral Volgens hun Commentaren op Jesaja.
127 Wolfinsohn, I.: Ta'rīḫ al-Lughāt as-Sāmīja.
128 — Ta'rīḫ al-Jahrīd fī Rilād al-'Arab fi'l-Ǧāhilīja wa Ṣadr al-'Islām.
129 Wolfson, H. A.: Crescas' Critique of Aristotle. Problems of Aristotle's Physics in Jewish and Arabic Philosophy.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

NEUHEITEN UND NEUAUFLAGEN

Winter 1929/30

Cochläus, Johannes: In obscuros viros qui decretorum volumen infami compendio theutonice corruperunt expostulatio (1530). Herausgegeben von Joseph Greven. (Corpus Catholicorum. Werke katholischer Schriftsteller im Zeitalter der Glaubensspaltung, herausgegeben von Albert Ehrhard, Heft 15.) XLIII, 37 Seiten. Geheftet RM 2.95

Diekamp, Franz: Lehrbuch der Dogmatik nach den Grundsätzen des hl. Thomas. Band 1. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. XIV, 380 Seiten. Geheftet RM 9.—, gebunden RM 10.75

Eck, Johannes: Vier deutsche Schriften gegen Martin Luther, den Bürgermeister und Rat von Konstanz, Ambrosius Blarer und Konrad Sam. Nach den Originaldrucken, mit bibliographischer und sprachwissenschaftlicher Einleitung, Anmerkungen und einem Glossar herausgegeben von Karl Meisen und Friedrich Zöpfl. (Corpus Catholicorum. Werke katholischer Schriftsteller im Zeitalter der Glaubensspaltung, herausgegeben von Albert Ehrhard, Heft 14.) CXI, 82 Seiten. Geheftet RM 6.80

Flugschriften zur Ritterschaftsbewegung des Jahres 1523. Herausgegeben von Karl Schottenloher. (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, herausgegeben von Albert Ehrhard, Heft 53.) XII, 131 Seiten. Mit 6 Abbildungen. Geheftet RM 7.25

Fris, Rudolf: Der Totenglaube in der Geschichte des germanischen Strafrechts. (Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität, Heft 9.) 24 Seiten. RM —.75

Inventare der nichtstaatlichen Archive des Kreises Warburg. Herausgegeben von der Historischen Kommission der Provinz Westfalen. Bearbeitet von Adolf Gottlob. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Provinz Westfalen, Band IV: Regierungsbezirk Minden, Heft 1: Kreis Warburg.) IV, 137 Seiten. Geheftet RM 4.50

Keinschmidt, P. Beda O. F. M.: Auslanddeutschtum und Kirche. Ein Hand- und Nachschlagebuch auf geschichtlich-statistischer Grundlage. Erster Band: Grundlegung. Europäisches Auslanddeutschtum. (Deutschtum und Ausland, herausgegeben von Georg Schreiber, Heft 19/20.) XVI, 343 Seiten. Geheftet RM 12.25, gebunden RM 13.90

Kremer, Jos.: Die Hirtenallegorie im Buche Zacharias. Auf ihre Messianität hin untersucht. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Exegese. (Alttestamentliche Abhandlungen, herausgegeben von A. Schulz, Band XI, Heft 2.) XIII, 114 Seiten. Geheftet RM 5.70

Kriegschronik der Stadt Münster 1914—1918. Im Auftrage des Magistrats geführt von Eduard Schulte. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für die Provinz Westfalen. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster, herausgegeben von Eduard Schulte, Band VI.) VIII, 400 Seiten. Mit 280 Photos auf 132 Tafeln. Geheftet RM 9.80, Leinenband RM 11.80

Prein, Otto: Aliso bei Oberaden und die Varusschlacht. Römer- und Nibelungenspuren im Lippe- und Ruhrland nachgewiesen in Geschichte, Bodenforschung, Heldensage. VIII, 196 Seiten. Mit Karte, Tafeln, Abbildungen und einer Urkundennachbildung. Geheftet RM 6.80, gebunden RM 8.20

Schenck, Rudolf: Wissenschaftspolitik und Großwissenschaft. (Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster, Heft 10.) 20 Seiten. Geheftet RM —.70

Wätjen, Hermann: Die Pariser Friedenskonferenz und das deutsche Schicksal. (Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster, Heft 8.) 14 Seiten. RM —.60

Ziegler, Joseph: Die Liebe Gottes bei den Propheten. Ein Beitrag zur alttestamentlichen Theologie. (Alttestamentliche Abhandlungen herausgegeben von A. Schulz, Band XI, Heft 3.) 129 Seiten. Geheftet RM 6.—

Durch jede Buchhandlung

Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W.

Das JEWISH INSTITUTE OF RELIGION, NEW YORK übertrug mir den Alleinvertrieb seiner unter dem Titel „THE HILDA STICH STROOCK LECTURES“ erscheinenden Veröffentlichungen, von denen bisher die folgenden erschienen sind:

HUGO GRESSMANN

THE TOWER OF BABEL

Edited with a preface

by

Julian Obermann

Gr.-8°. XXIV, 92 Seiten u. 12 Tafeln

Preis RM 10.—

Das Werk enthält 5 Vorlesungen über die folgenden Themen: The Tower of Babel; The Legends of Mankind in Genesis Ch. I—XI and the Tower of Babel; The Prophecy of Israel and the Tower of Babel; Heavenly Jerusalem and the Tower of Babel; The Religion of Babylonia and Israel.

JOSEPHUS

THE MAN AND THE HISTORIAN

by

H. St. **JOHN THACKERAY,** M. A.

Hon. D. D. Oxford and Durham

With a preface by

George Foot Moore

Professor of the History of Religion in Harvard University

Gr.-8°. X, 160 Seiten.

Preis RM 12.—

Die hier wiedergegebenen Vorlesungen behandeln die folgenden Themen: Life and Character of Josephus: estimate of Value of his Works; The "Jewish War"; The "Jewis Antiquities"; Josephus and Judaism: his Biblical Text; Josephus and Hellenism: his Greek Assistants; Josephus and Christianity.

OTTO HARRASSOWITZ / VERLAG / LEIPZIG